This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HQ
1225
.S75

Frau

auf dem sozialen Gebiete

Von L. v. Stein

Ex Libris
Maximiliani
Paul-Schiff
1713

Die Frau

auf dem

ſocialen Gebiete

von

Dr. Lorenz von Stein.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1880.

1Q 1225
S.15

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

I.

Es giebt Gedanken und Worte, welche den Tönen der Muſik gleichen. Die Macht derſelben, wenn ſie auch nur vorüberklingen an uns, liegt darin daß jeder Ton ſeinen Accord, jeder Accord wieder ſeine harmoniſchen Accorde anregt; und in dem empfänglichen Herzen klingen ſie alle zugleich an und erfüllen uns mit ihrer Anregung. Auch gewiſſen Worten und Gedanken iſt dieſe Macht gegeben. Das aber was ihnen dieſelbe verleiht, iſt nicht der der ſie ausſpricht. Die Accorde die ſie in uns in Schwingungen ſetzen, hat die Geſchichte der Menſchheit in ihrem Kampfe, ihren Siegen und ihren Schmerzen bereitet.

Unter dieſen Worten giebt es eines, deſſen ſchwerwiegende Bedeutung wir alle verſtehen. Das iſt die ſociale Frage. Unter den tauſend Empfindungen die mit dieſem Worte in uns nachtönen,

ist es eine, die heute vor uns steht. Es ist diejenige, welche das Wort Frau in uns erklingen läßt.

Wer von uns allen wüßte nicht, wie gewaltig und wie ernst die Dinge sind, die wir mit jenem, erst unserer Gegenwart angehörendem Worte der socialen Frage in uns anregen? Wer hätte nie, indem er sich in dem Leben unserer Zeit umschaut, empfunden und gesehen wie unsre Welt an der Arbeit ist, um in ihr und für sie das zu finden, was wir ihr tieferes Verständniß auf der einen Seite und ihre Lösung auf der andern nennen? In der Wissenschaft und in der Poesie, in individueller Mildthätigkeit und in mächtigen Vereinen, auf der offenen Straße und in der Stille des Hauses, in der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates wie in der Thätigkeit der Körperschaften und Gemeinden begegnen wir ihr; sie ist immer dieselbe und doch eine andre, und wenige werden wohl glauben, daß wir dem Ziele nahe sind das wir suchen, der Lösung der Aufgaben die uns hier entgegentreten. Die ganze Menschheit denkt sie und empfindet sie; seit einem Menschenalter ragt sie um eines Hauptes Höhe über alle anderen Fragen

hervor. Soll sie, die uns alle in ihrer Weise erfaßt, nicht die Berechtigung, ja die Pflicht haben, auch an jene Thür zu klopfen, die zuletzt ja doch allem tief Empfundenen ewig offen stehen wird, an das Herz der Frau?

Und wer wird das bezweifeln?

Und dennoch steht für jeden der dies Gebiet betreten mag, eine Thatsache fest, die, äußerlich einfach erscheinend, ihrem Inhalte nach nicht einfach ist. Es ist nicht schwer sie historisch zu erklären; aber es ist auch nicht leicht den Weg weiter zu verfolgen, den sie uns zeigt. Indem wir es wagen denselben zu betreten, mag es verstattet sein jene Thatsache zuerst festzustellen. Vielleicht daß sich daran das Verständniß von manchem anschließen wird, das wir im Folgenden anzuregen hoffen.

Die tief eingehenden Untersuchungen über das Wesen der socialen Frage, und die wahrhaft mächtigen Anstrengungen welche die praktische Arbeit in unserer Gegenwart für ihre Lösung macht, ruhen gemeinsam auf einem und demselben Grunde. Jene Frage bildet eine Aufgabe der gesammten Menschheit. Mag ich sie denken wie

ich will, immer werde ich dahin gelangen, sie als eine jener großen elementaren Dinge anzusehen welche alle und alles zugleich, wenn auch jedes in seiner Weise erfassen. Was aber alle erregt und trifft, soll das nicht auch dasjenige erregen und treffen, was unter allem uns das liebste ist? Und wenn das letztere uns nicht bloß lieb ist, sondern zugleich auf allen Punkten unseres Lebens uns zur Seite steht, soll es da uns fern bleiben auf einem Gebiete, das uns alle so nahe angeht? Sind wir allein im Stande es zu beherrschen und zu bewältigen? Und sind wir es nicht, wie geht es doch zu, daß wir nicht auch hier uns an das wenden, was uns selbst gerade in den schwersten Augenblicken unserer Arbeit helfend und tragend zur Seite steht? Wir denken und arbeiten alle an und in dieser socialen Frage — und doch steht jene Thatsache fest, die wir oben angedeutet, daß wir uns noch nie ernsthaft gefragt haben, was denn der zweite gewaltige Factor in allen menschlichen Dingen, was die Frau nicht etwa zu empfinden, sondern was sie zu thun haben könne, wo uns die sociale Frage entgegentritt!

Darf ich mit zwei Worten andeuten, worauf dies beruht?

Das was wir die sociale Frage nennen, hat sich seit dem Beginne unseres Jahrhunderts losgelöst von der früheren Gestalt derselben. Einst war man gewohnt, sie mit dem Namen und Begriff der Armuth zu erschöpfen, und die Hülfe gegen dieselbe für das Ganze in demjenigen zu suchen, was der Einzelne für den Einzelnen that, höchstens daß die Noth zu gelegentlichen allgemeinen Anstrengungen treiben mochte. Und damals mochte es auch genügen, dem wohlwollenden Herzen der einzelnen Frau zu überlassen, was ihr die Liebe zu thun eingab. Da war noch kein Raum zum Nachdenken über eine eigentlich sociale Aufgabe der Frau. Allein bald löste sich jener Begriff der Armuth auf in die Massenarmuth, den Pauperismus auf der einen, und die Arbeiterfrage auf der andern Seite. Das eine ward zum ernsten Nachdenken über die Gesammtheit aller wirthschaftlichen, das andere über die Gesammtheit aller gesellschaftlichen Zustände. Mit beiden rief die Besorgniß der Gesellschaft den Staat mit seiner Gesetzgebung und

seiner Verwaltung zur Arbeit und zum Schutze auf, und neben schwer wiegenden Gedanken kreuzten sich nur zu oft die Massen im Kampfe der entfesselten Gegensätze. Die große Frage war aus der Stille des Hauses in die Straße, aus der mitfühlenden Empfindung in die Arena der Dialektik, ja der Verfassung und Verwaltung herabgestiegen — waren das Aufgaben der Frau? War es zu wundern, daß man ihrer in diesen Dingen wenig gedachte, wo es sich theils um rein abstracte Ursachen, theils um gewaltthätige Erscheinungen handelte? Und so ist es gekommen daß wir der Frau vergessen haben auf einem Gebiete, das weil es die Frauen nicht minder ernst berührt wie die Männer, ohne die Frau und ihre thätige Hülfe nun einmal nicht beherrscht werden kann.

— Vergessen? Kann man die Frauen vergessen? Hat die große sociale Arbeit unserer Zeit wirklich bloß an die Männer und an die gesellschaftlichen Gefahren gedacht, die aus dem gesellschaftlichen Leiden entstehen? Sorgen nicht Staat und Gesellschaft, so weit sie können, so gut für die Frauen wie für die Männer? Hätte es

einen Sinn zu sagen, daß unser Armen- und Hülfswesen auf irgend einem Gebiete wirklich nur den Mann als Armen oder als besitzlosen Arbeiter betrachtete, und der Frau dabei vergessen hätte? Wir wissen es alle, dem ist nicht so. Für uns die wir helfen möchten, giebt es keinen Unterschied zwischen beiden. Nichts in der Welt ist ein Vollendetes, also auch das nicht, was Gesetzgebung und Verwaltung für die Frauen und Mädchen leisten — aber wahrlich ungerecht wäre der, der uns sagte, daß man ihrer vergessen habe, wo es sich um alle handelte!

Und doch — eines bleibt gewiß. In alle dem was wir die sociale Aufgabe nennen, kennen wir die Frau als den einen Inhalt und das eine Ziel derselben. Aber ist sie nichts anderes als das? Ist sie da, wo sie der Hülfe selbst nicht bedarf, nicht selbst ein helfender Factor? Kann sie nichts sein in der socialen Frage, als eine selbständige Aufgabe? Ist sie, auf allen Punkten des Lebens uns zur Seite stehend, auf dem socialen Gebiete nicht fähig, eine dem Manne vollkommen ebenbürtige, selbstthätige sociale Kraft zu sein? Und daß wir uns das nicht

gefragt, daß wir uns des zweiten großen Elementes in der Arbeit der Zukunft nicht vergewissert, daß wir über alles, nur noch nicht über diese sociale Kraft der Frau nachgesonnen haben, das mag die Geschichte der weiblichen Welt uns für die Vergangenheit erklären — aber für unsere Gegenwart und für unsere Zukunft genügt das nicht! Und das ist der Punkt, von welchem aus ich es wage, das Folgende Ihnen — lassen Sie mich vor der Hand nicht fragen, ob mehr Ihrem Gefühle oder Ihren Gedanken — vorzuführen.

II.

Freilich hat nun dies eine Voraussetzung; und wohl möge der der dies Gebiet betritt, vor allem, und vor allem gegenüber der Frau, diese sich wohl gegenwärtig halten. Denn es ist zwar nicht schwer, die Schwere der socialen Frage dem Herzen der Frau nahezulegen. Die tiefen Accorde, welche da wach werden wenn die Schmerzen des Lebens die Saiten anschlagen und herüberklingen, die kann auch die schwächste Hand in der Brust der Frau erwecken. Und es ist ihre Natur und Bestimmung, daß gerade die Schwachen es sind, welche gegenüber dem weiblichen Geschlechte die größte Gewalt haben; vor jenem edlen Wesen des Weiblichen sind tausend Gründe, und wären sie noch so klar, nicht so mächtig wie ein einziges freundliches Lächeln, eine einzige Thräne in den Augen eines leidenden

Kindes. Und der tiefe Schatz der darin liegt, den sollen wir hochschätzen und wohl bewahren. Aber er genügt nicht. Es ist, wenn man will, Anfang und Ende, aber nicht der Weg selber, den wir zu gehen haben. Und dieser Weg ist es, den wir hier betreten müssen.

Denn nicht das haben wir uns zur Aufgabe gestellt zu untersuchen, in wie fern und nach welchen Grundsätzen das weibliche Element der menschlichen Gesellschaft der Gegenstand der socialen Arbeit unserer Zeit sein soll, und wie und auf welchen Punkten die Verwaltung in Staat, Gemeinden und Vereinswesen der Frau als solcher zu helfen haben wird. Wir wissen sehr gut, daß dies die eine, und eine hochwichtige Seite der Sache ist. Aber wir haben uns ein anderes, und fast glauben wir ein höheres Ziel gesetzt. Wir glauben daß es gerade jetzt an der Zeit ist, einen wesentlichen Schritt weiter zu gehen; die Frau ist für uns und an dieser Stelle zunächst nicht eine sociale Aufgabe, sondern eine sociale Macht. Und damit sie als solche in der Arbeit unserer Zeit für alle, vor allem aber für die Frau selbst ihre hochwichtige

Stelle finden möge, haben wir das Wort ergriffen. Soll sie das aber sein, und soll sie auch hier dem Manne ebenbürtig dastehen, so ist auch ihr eines nicht zu erlassen. Auf diesen Platz berufen, genügt das Gefühl allein auf keinem Punkte. Unsere Zeit ist eine harte. Sie will, daß aus dem Gefühle ein Gedanke, aus dem Gedanken eine That werde. Das Gefühl kommt dem edleren Herzen von selbst; Gedanke und That wollen Arbeit, sind Arbeit, und in dieser Arbeit ist es ein ewiges Gesetz, daß der Gedanke der That vorausgehe und sie aus sich erzeuge. So ist es, und es ist gut, daß es so ist. Es soll so sein, daß das was ich nicht unterlassen kann weil mein Gefühl es fordert, durch die Mühe des Gedankens mir lieb werde, und durch die arbeitende That auch anderen bringe was ich durch mich selber besitze.

Darum müssen wir, indem wir uns gerade an die helfende und erst in zweiter Reihe an die leidende Frau wenden, ihr zumuthen uns einen Augenblick in das Reich der Gedanken zu folgen. Der Mann, die ganze menschliche Gemeinschaft arbeitet seit mehr als einem Menschen-

geschlecht mit Kopf, Herz und That an jener socialen Frage; aber jetzt — endlich wenn Sie wollen, beginnt er zu begreifen, daß er sich hier so wenig wie in allen anderen Dingen genügen kann ohne die Frau. Er ruft sie, und sie wird ihm folgen — aber wohin? Was soll sie denn eigentlich thun? Was soll sie wissen und wollen? Wo ist ihr Platz in diesem großen Kampfe, dessen Bedeutung niemand mehr zu unterschätzen wagt? Und ist es möglich darauf eine Antwort zu geben, ohne zunächst zu sagen, was denn eigentlich jene sociale Frage an sich ist? Und wenn wir das gesagt haben, ohne weiter zu gehen und in dieser socialen Frage ihren tiefen Inhalt in seine Hauptgebiete aufzulösen? Wir werden das von der einen Seite nicht fordern, von der andern nicht vermögen. Und so möge denn der Versuch voraufgehen, dies Wesen der socialen Frage zuerst in seiner allgemeinen Erscheinung zu charakterisiren, um dann den Platz zu begreifen, auf dem allein die Frau erfüllen kann was eine höhere Hand ihr aufgegeben.

Es ist eine jener merkwürdigen Thatsachen, deren Lösung man nun einmal nicht mehr auf

der Oberfläche der Dinge finden wird, daß die Zustände und Lebensverhältnisse, welche wir zugleich als den Anlaß und den Inhalt der socialen Frage bezeichnen, so alt sind wie die Welt, und daß es dennoch Jahrtausende gebraucht hat, um zu dem Worte und zu dem Bewußtsein der socialen Frage zu gelangen. Ewig, so lange es eine Geschichte giebt, gab es Unterschiede unter den Menschen, ewig gab es eine höhere und niedere Classe; ewig gab es einen Kampf zwischen beiden; ewig hat der Leidende in diesem Kampfe geklagt und Gott und Menschheit verklagt, wenn er den Schmerz fühlte, den die Gewalten ihm brachten die er doch selbst nicht wachgerufen, und ewig aufs neue hat der Unterworfene gerungen und gekämpft, um dieser Gewalt seinerseits Herr zu werden. Ja die Geschichte vergangener Zeiten lehrt uns nicht bloß, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern diese Erscheinungen da waren, sondern die neueren Forschungen zeigen uns in unwiderleglicher Weise, daß die Grundlagen dieses Gegensatzes stets dieselben gewesen sind. Ob man in die fast unbekannte Tiefe der Geschichte des Orients hinein-

geht oder das Volk der Griechen betrachtet, das zuerst in der Weltgeschichte von den Aristokraten und Demokraten gesprochen und zuerst den wüthenden Kampf der Classen in sich durchleben mußte bis es selbst an seinem dreißigjährigen Kriege, den wir den peloponnesischen nennen und der ein socialer war, verblutete und zu den großen Todten der Völkergeschichte hinabstieg, oder ob man von Rom mit seinem socialen Kampfe zwischen den Patriciern und Plebejern rede, die in ihren zwölf Tafeln die erste sociale Gesetzgebung für das Classenrecht zwischen den kleinen und den großen Besitzern aufzustellen wußten, bis zur Zeit des Marius die Commune in Rom von den blutigen Händen Sulla's niedergeschmettert ward, den der ruhebedürftige Bourgeois jenes Jahrhunderts zur Dictatur erhob, bis der Militarismus mit der Freiheit auch den Classengegensatz vernichtete, oder ob man die Zeit der Bauernkriege, die in ganz Europa aus denselben Gründen dieselben Ziele mit den Waffen in der Hand erstrebten, oder ob man die neueste Epoche mit ihren socialen Aufständen betrachtet — es ist dasselbe Bild dem man begegnet, dieselben

ernsten und finsteren Züge, derselbe Schmerz, derselbe Hochmuth, derselbe Kampf. Hier ist nichts Neues, so lange man bei den Thatsachen stehen bleibt; es ist ewig der gleiche Hintergrund, auf dem die großen und kleinen menschlichen Gestalten, deren Lebensgeschichte wir so gern mit der Weltgeschichte verwechseln, weil sie uns noch durch sich selbst verständlich erscheinen, wechselnd vorübergehen. Aber in all diesen Jahrtausenden ist das Wort der „socialen Frage" nicht da, noch auch der Begriff, noch das Verständniß, noch das Mißverständniß derselben. Mag man sich unter ihr denken was man will, fest steht daß diese „sociale Frage" ein Kind unseres, des neunzehnten Jahrhunderts ist.

Und wie ist das geschehen? War das möglich, ohne daß doch ein ganz neues, eigenthümliches und zugleich gewaltiges Moment erst in diesem unseren Jahrhunderte hinzutrat, das aus dem Alten etwas Neues zu machen vermochte?

Kaum. Aber gewiß vor Allem ist Eines. Es ist gewiß, daß man gerade auf diesem entscheidenden Punkte unser Jahrhundert nicht ver-

steht, wenn man sich der Mühe entschlagen will, einen — nur einen einzigen — Schritt in das Gebiet des Nachdenkens hineinzuthun.

Dieser Schritt ist ein einfacher.

Einfach aber nennen wir ihn, weil wir dabei von einer Thatsache ausgehen, die jedem, selbst dem der über die alltäglichen Dinge nicht hinausgeht, bekannt genug ist. Die Gesammtheit der Güter, die wir bei dem Einzelnen sein Vermögen nennen, ist anscheinend ein Gegenstand meiner Gewalt, meiner Willkür. Betrachte ich sie aber genauer, so kehrt sich dieses Verhältniß geradezu um. Ich muß erkennen daß dies Vermögen eine mindestens eben so große Gewalt über mich hat, als ich über seinen Inhalt. Es wird, ganz in der Stille aber unwiderstehlich wirkend, die Bedingung für alle einzelnen Momente aus denen mein eigenes Leben für mich besteht. Was ich erziele, was ich vermag, was ich erreiche, hat eben dies Vermögen zu seiner Voraussetzung, und zwar zu seiner Voraussetzung in Maß und Art. Ja nicht bloß dies, sondern auch das was ich lerne, und sogar der Standpunkt von welchem aus ich die Welt begreife

und mein Leben im Einzelnen und im Ganzen in der gegebenen Ordnung der Dinge einrichte, hängt fast immer von diesem Vermögen ab, und je älter und je verständiger ich werde, desto mehr erkenne ich daß dem so ist. Das aber hat nicht bloß Geltung für mich und mein individuelles Leben, sondern auch für den Dritten mit dem ich zusammen zu leben habe. Wenn man von dem obigen Standpunkte aus sagt, daß ich bin was ich habe, so wird man von dem letzteren aus mit nicht geringerer Berechtigung sagen, daß ich so viel gelte als ich vermag. Deßhalb ist es kein Zweifel, daß sich die beiden großen Factoren, die wir die Macht und die Ehre in der menschlichen Gemeinschaft nennen, an das Vermögen in seiner Art und seinem Maße anschließen. Und in diesem Jedem bekannten Sinne sagen wir, daß die Vertheilung des Vermögens der gewaltigste Factor nicht bloß für das Einzelleben, sondern auch für die gesammte Ordnung der menschlichen Gemeinschaft, für die menschliche Gesellschaft sei. In dieser seiner die Gesellschaft beherrschenden Stellung empfängt damit auch das Vermögen einen neuen Namen;

es heißt jetzt der gesellschaftliche Besitz, und die Physiologie des Gesammtlebens hat den Satz festgestellt und in den bedeutendsten Werken der neuesten Zeit bewiesen, daß die Vertheilung dieses Besitzes zu allen Zeiten die Grundlage der Ordnung überhaupt, speziell aber der Ordnung des öffentlichen Rechtes in Verfassung und Verwaltung gewesen ist und bleiben wird.

Die ganze große Folge dieses physiologischen Gesetzes, mit der wir es zu thun haben, ist nun in der Allen bekannten und alltäglichen Thatsache enthalten, daß der Mangel an Besitz jeden Menschen in dem Grade mehr auch von der Theilnahme am öffentlichen Rechte ausschließt, in welchem dieser Mangel selbst größer ist. Und da wir diese Theilnahme die rechtliche Freiheit und Gleichheit nennen, so müssen wir uns sagen, daß somit der Mangel an Besitz innerhalb derselben Gesetze, welche die Verfassung und die Verwaltung bilden, zugleich die Freiheit für die Besitzenden und die Unfreiheit für die Nichtbesitzenden erzeugen kann, und so weit menschlicher Blick reicht auch wirklich erzeugt hat. Das

ist die erste, einfachste und jedem verständliche Thatsache der wir hier begegnen.

Aber erst bei ihr beginnt das Gebiet der ernsteren Fragen. Denn diese Thatsache bleibt alsbald nicht bei dem Einzelnen stehen. Was ich selbst nicht habe und mir nicht erwerben kann, kann ich auch den Meinigen nicht geben. So allmächtig sonst die Liebe zu Frau und Kind sein mag, an den absoluten wirthschaftlichen Gesetzen findet sie ihre unüberschreitbare Gränze. Ich muß, wollend oder nicht wollend, die Meinigen innerhalb desselben Vermögens leben lassen, erhalten und erziehen, das ich selber besitze. Ich muß, wollend oder nicht wollend, zusehen wie mein Kind auf derselben Besitzesgrundlage, die mir gegeben ward, wieder sein eigenes Leben für die Frau seiner Wahl, für die Kinder seines Hauses ordnet; ich muß gestehen, daß die gleichen Factoren stets die gleichen Folgen erzeugen werden im dritten, im fünften, im hundertsten Gliede. Ich kann hoffen, daß einzelne aus der Schaar meiner Nachkommen sich durch Glück und Kraft aus dieser Stellung erheben werden; aber hart oder nicht, ich muß mir sagen, daß es nur Ein-

zelne sein können. Die Thatsache der verschiedenen Vertheilung des Besitzes und die so schwer wiegende Reihe von Thatsachen die sich daran anschließen, bilden daher von Geschlecht zu Geschlecht eine gewisse Gleichheit in allem, was das Maß und die Art des Besitzes zu erzeugen fähig und vielleicht sogar bestimmt sind. Ich brauche nicht in das Einzelne dieser Thatsache einzugehen; ich sehe und weiß, daß aus der ewigen Gleichheit in der Wiederholung derselben für die ganze menschliche Gemeinschaft zunächst und zu allen Zeiten das entsteht, was ich den Unterschied in derselben nenne, und daß durch diese zunächst auf diesem Unterschiede des Besitzes beruhende gesammte Stellung aller Einzelnen das wird, was wir die organisirte Gemeinschaft der Menschen nennen. Diese, vermöge dieses Factors organisirte Gemeinschaft aber ist eben die menschliche Gesellschaft. Und so lange es daher eine Gemeinschaft der Menschen mit Besitz gegeben, ist aus ihr unabweisbar eine Gesellschaft mit ihren gesellschaftlichen Unterschieden in Besitz, Macht und Ehre entstanden.

Allein diese Unterschiede, oder das was wir

somit die gesellschaftliche Ordnung nennen, und die wir zunächst nur als eine einfache Thatsache anerkennen, zeigt uns bald, daß sie neben jenen rein thatsächlichen Elementen einen viel tiefern Inhalt hat.

Denn alle diese Persönlichkeiten, welche somit der Gesellschaft angehören und ihre Verschiedenheiten enthalten und bilden, sind denn doch zuletzt alle ihrem Wesen nach gleich. Sie sind es aber nicht bloß ihrem Wesen nach, sondern das ist die höhere Natur der Persönlichkeit, daß sie alles was sie ist, thut, leidet und will, sich selber zum Bewußtsein bringt. Zum Bewußtsein bringen heißt aber nicht etwa bloß wissen, daß etwas außer mir und in mir da ist. Sondern es heißt dies als solches Erkannte nunmehr auch in seinem Verhältniß zu meinem eigensten Wesen verstehen. Nun ist mein eigenstes Wesen die Gleichheit mit andern; aber jene ernste Thatsache, der ich in meinem wirklichen Dasein auf jedem Punkte begegne, zeigt mir unerbittlich, daß diese Gleichheit meines Wesens sich zur Ungleichheit meiner Wirklichkeit gestaltet. Und nun hat jenes Bewußtsein, die tiefste Grundlage

meiner ſelbſt, einen doppelten Inhalt empfangen. Ich kann nicht umhin — ich *muß* mir ſagen, daß ich bin was ich nicht bin, daß ich den andern gleich bin und zugleich ihnen ungleich. Ich kann das logiſch entwickeln, ich kann es zu vergeſſen ſtreben, ich kann es mit Zorn oder mit Unmuth conſtatiren, aber die Thatſache bleibt, daß von jetzt an mein Bewußtſein zu ſeinem übrigen Inhalt einen neuen hinzu empfangen hat; in mir iſt das *geſellſchaftliche* Bewußtſein entſtanden, und dieſes Bewußtſein iſt ein tiefer, ja für den Augenblick mir unlösbarer *Widerſpruch* in mir, und zugleich für mich und für mein Leben geworden.

Und nun iſt es wohl natürlich daß dieſes Bewußtſein, da es ja nicht bloß aus meiner Willkür, ſondern aus Thatſachen entſtand die für alle gelten, auch nicht bloß mein individuelles bleiben wird. Es ſchloß ſich an den Beſitz, und dieſer Beſitz war die Grundlage meiner Exiſtenz, meiner Lebensverhältniſſe, aber auch die der Meinigen, auch die von hundert, von tauſend, von zehntauſend andern Familien. Iſt es denkbar daß in den täglichen, nie ruhenden Be-

rührungen des Lebens der Gemeinschaft nicht diese tausend und zehntausend anderen mit mir das gleiche Bewußtsein haben sollten? Und haben sie es einmal, ist es da denkbar, daß sie sich dasselbe nicht auch gegenseitig mittheilen werden? Und ist es denkbar, daß daraus nicht eine Gemeinschaft des Inhalts dieses Bewußtseins sich erzeugen sollte? Und *wenn* nun dieser Proceß entstanden ist, so wird sich der Unterschied, der aus der Gemeinschaft die Gesellschaft gemacht hat, eben mit diesem Bewußtsein erfüllen, er selbst wird ein anderer werden, und die in der Gesellschaft Gleichartigen werden durch dieses Gesammtbewußtsein ihrer gleichen Lage das sein, was wir eine *gesellschaftliche Classe* nennen.

Auf diese Weise entstehen die Classen, und das ist der Sinn des ernsten Wortes der *Classenunterschiede*. Mit ihnen beginnt ein neuer Proceß in der Physiologie der Gesellschaftsbildung, das zweite Stadium derselben. Ungerne führen wir das Ihrem Blicke vor, aber den Muth zur Hülfe und der Glauben an die letztere ist um einen geringeren Preis nicht zu gewinnen.

III.

Wenig wird man die Zeit verstehen in der wir leben, wenn man die gesellschaftlichen Zustände die uns umgeben, mit der bloßen, theils wirthschaftlichen, theils psychologischen Thatsache des Classenunterschiedes — des zum Bewußtsein gebrachten Unterschiedes in der menschlichen Gemeinschaft — erschöpfen wollte. Allerdings sind wir gezwungen, das was wir zu sagen haben auf den engsten Raum zusammen zu drängen; aber auch in diesem engsten Raum erscheint doch die Natur dessen, was wir bezeichnen müssen. Und das in seinen Grundzügen darzulegen, ist nothwendig.

Wir sagen kurz, das thätig gewordene Bewußtsein ist das Denken. Das Denken ist das Suchen von Ursache und Wirkung in den Erscheinungen. Die Ursache der Erscheinungen der Classenunterschiede nun ist der Besitz vermöge seiner Verschiedenheit. So wie der Classenunterschied daher zum Bewußtsein gelangt, wird er stets zu der ersten Frage gelangen, was denn

die Ursache dieser Verschiedenheit des Besitzes sei? Und wenn er diese Frage beantwortet hat, wird er weiter fragen, ob er diese Ursache nicht bekämpfen könne? Und wenn er findet, daß er sie entweder überhaupt nicht bekämpfen, oder doch wenigstens nicht bewältigen kann, so wird sich seiner ein Unmuth bemächtigen, der wenigstens in seinen Gedanken als die einfache, jeder tiefer gehenden Erwägung unzugängliche Negation der bestehenden Ordnung auftritt.

Wenn es an diesem Orte möglich wäre, würde ich gerne näher auf diese Punkte eingehen. Ich muß es mir versagen. Aber vielleicht gelingt es, auch mit wenig Worten hier verständlich genug zu werden, um das Folgende zu begründen.

Offenbar, der Besitz ist jedem Dritten gegenüber doch zunächst nur eine Thatsache. Erst wenn diese als heilig und unverletzlich von dem Dritten anerkannt wird, wird aus dieser Thatsache das, was wir ein Recht nennen. Der Besitz aber, in diesem Sinne gefaßt — wir wollen hier keine juristischen Untersuchungen verfolgen — heißt, insofern er für den Dritten unverletzlich ist, das Eigenthum. Nun sagen wir

weiter — und hier mögen uns die Nationalökonomen den sonst unverantwortlichen Sprung verzeihen — daß dies Eigenthum wenn es thätig wird, das heißt wenn es, selbst aus Gütern bestehend, neue Güter erzeugt, das Kapital heißt. Es ist daher nichts als eine streng logische Consequenz, wenn wir sagen, daß die Verschiedenheit des Kapitals die Verschiedenheit in der menschlichen Gemeinschaft, also eben die gesellschaftliche Ordnung erzeugt, und mit ihr den tiefen Widerspruch der in derselben zu liegen scheint, und mit diesem wieder den Inhalt des Classenbewußtseins unsrer Zeit, der damit um seines letzten Inhaltes willen einfach als Haß gegen das Kapital erscheint. Viel klarer kann man schwerlich selbst einen rein mechanischen Proceß, wie etwa die Auflösung der Luft oder des Wassers in ihre Substanzen, oder die Auflösung des Sonnenstrahles in die sieben Farben des Regenbogens, kaum denken. Denn auf dieser Grundlage kann sich jeder den Inhalt und die Forderung dessen selber zusammenstellen, was wir das Classenbewußtsein genannt haben. Ist es wirklich so daß Besitz, Eigenthum und Kapital als die drei

großen Stadien, welche das Gut durchläuft, in ihrer Vertheilung die durch den Besitz begründete, durch das Eigenthum unantastbare und durch das Kapital beständig in neuer Kapitalbildung thätige, wirkende Ursache des Unterschiedes der Classen und des in ihm liegenden Widerspruches sind, so leuchtet es ein, daß jene Negation die durch das Classenbewußtsein erzeugt wird, wie wir oben gesagt, nothwendig zur Negation von Besitz, Eigenthum und Kapital um ihrer Consequenzen willen gelangen müssen.

Ist das wahr? Ist das nicht wahr? Ist das berechtigt? Ist das unberechtigt?

Gewiß scheint uns vor der Hand nur eines. Ich glaube daß es richtig ist, wenn ich sage, daß die meisten Menschen meinen, daß das was ich so eben als fraglich hingestellt habe, die eigentlich „sociale Frage" unsres Jahrhunders sei.

Und hier ist nun der Punkt, wo ich offen gestehen muß daß ich mich von den vielen, die in der angegebenen Weise denken und die sociale Frage in den obigen Fragen suchen, auf das Bestimmteste scheide. Und verstatten Sie mir sogleich hinzuzufügen, daß wenn ich diese Schei-

dung festhalte, gerade das schöne Bild das mir von dem Wissen der Frau entstanden ist, der erste Grund war, weßhalb ich die unendlich tiefere Bedeutung dessen, was ich mir unter der socialen Frage gedacht habe, mit jenen rechtsphilosophischen Fragen auch nicht entfernt erschöpft denke.

Denn das habe ich gelernt aus meiner eignen wie aus andern Wissenschaften, daß die allererste Bedingung für die Beantwortung einer Frage die ist, daß man sie in ihre Bestandtheile, in die anderen Fragen die sie enthalten mag, auflöse. Betrachte ich aber die obige Frage nach Eigenthum und Kapital, so muß ich mir in Wahrheit sagen, daß mit einer noch so philosophisch-historischen Antwort auf dieselbe für das, warum es sich bei uns handelt, absolut nichts gewonnen ist. Denn wenn es mir gelänge, Eigenthum und Kapital einfach aufzuheben und damit die Menschen wirklich alle gleich zu machen, so daß jeder wenigstens annähernd dasselbe müßte was der andere muß, dasselbe hätte was der andere hat, dasselbe thäte was der andre thut, jeder Einzelne für den andern ja ganz werth-

los wäre — denn was sollte ich mit all meinen Nebenmenschen machen, wenn alle genau dasselbe, und nichts mehr und nichts weniger verstünden, fühlten, thäten, besäßen als ich selber? Ich wüßte niemanden etwa zu geben oder mitzutheilen, denn er hätte ja was ich habe, und ich hätte nicht was auch er nicht hat. Damit stünde das Leben selbst einfach still — die absolute Harmonie wäre der absolute Tod. Ich mühe mich vergebens ab, mir die wirkliche Gleichheit anders zu denken. — Habe ich aber etwas andres oder muß etwas entbehren, oder wünsche ich etwas andres, nun dann, so ist ja eben wieder die Ungleichheit da und mit ihr dann doch auch alle ihre Consequenzen. Giebt es eine Logik in der Welt, die dies nicht zugiebt? Ich wäre gespannt, ihr zu begegnen!

Ich bin daher, auch wollend, nicht im Stande, die Frage nach Besitz, Eigenthum und Kapital an und für sich als die wirklich sociale Frage zu erkennen. Hat man sie als solche angesehen, so muß der Grund ihrer Entstehung denn doch wohl tiefer liegen als in jener fast schon trivial gewordenen dialektischen Auffassung.

In der That, wenn Besitz, Eigenthum und Kapital organische, das ist für das Leben des Menschen absolute Begriffe und Thatsachen sind, und dennoch durch ihre Vertheilung mit dem hohen Gedanken der Gleichheit aller Persönlichkeit in Widerspruch stehen, so scheint es mir, daß die eigentliche und wahre sociale Frage ja doch nicht mehr darin bestehen kann, diesen Widerspruch noch mehr zu begründen, sondern vielmehr darin, ihn auch zu lösen.

Nun aber liegt, wenn ich diesen und die meisten andern Widersprüche die mir unlösbar erscheinen, genauer betrachte, stets der Grund dieser scheinbaren Unlösbarkeit nicht in der Sache, sondern in der Ungenauigkeit mit der ich ihre Gegensätze bezeichnet habe.

Ich will es versuchen, Ihnen das an der vorliegenden Frage zu zeigen. Nur fürchten Sie dabei nicht, daß ich hier auf dialektische Kunst eingehe. Alle wirklichen Wahrheiten sind zuletzt sehr einfach.

Ich gebe zu dem Ende alles zu, was Besitz, Eigenthum und Kapital im Namen der Gleichheit angreift. Aber nachdem diese Gleichheit ab-

solute Werthlosigkeit, und die Werthlosigkeit alles Wissens und alles Besitzes eben der Tod ist, während die Ungleichheit ihrerseits wieder mit dem Wesen der Persönlichkeit in Widerspruch tritt, so scheint es denn doch klar, daß die höchste Wahrheit weder in der absoluten Ungleichheit noch in der absoluten Gleichheit bestehen kann. Es muß ewig umsonst bleiben, dieselbe bloß auf dem Standpunkte des einen oder auf dem des andern Princips zu suchen, so leicht es auch von jeher war, jedes von beiden für sich zu einem Systeme zu entwickeln. — Ist dem aber so, — so wird man hier wie immer im gleichen Falle die Lösung der Frage auf einem dritten, über beiden Extremen stehenden Gesichtspunkt suchen müssen. Denn es wird der ewige Wille der beide zugleich geschaffen, wohl auch etwas gesetzt haben, wodurch auch dieser Widerspruch sich bei höherem Verständniß desselben harmonisch auflöst. Und man braucht in der That nicht gar weit zu suchen, um das zu finden. Denn er ist wirklich gelöst, wenn ein Proceß stattfindet durch welchen beständig die Gleichen ungleich, und die Ungleichen gleich werden. Ich würde nun in unabsehbare Phänomenologien ge-

rathen, wollte ich das hier weiter ergründen. Aber nehmen wir den Gedanken praktisch. Wenn es eine Ordnung der Dinge gäbe, in welcher beständig der Besitz zum Nichtbesitz, das Eigenthum zum Nichteigenthum, das Vermögen zum Nichtvermögen, und umgekehrt der Nichtbesitzende zum Besitzenden, der Eigenthumslose zum Eigenthümer, der Vermögenslose zum Vermögenden werden könnte — ja, — setzen wir gleich hinzu, werden muß, wäre da jener Widerspruch nicht selbst in beständiger Lösung begriffen? — Es scheint in der That. — Und wenn ich mir nun die Besitzlosen und die Besitzenden als Classen denke, in dem Sinne wie wir oben gesagt, und nun hinzusetze daß ein solcher Proceß wirklich stattfindet, durch den beständig der Einzelne aus dem Besitzer zum Nichtbesitzer wird und damit von der einen Classe zur anderen übergeht, wie wenn der Vater mit gutem Einkommen stirbt und vermögenslose Kinder hinterläßt, oder aus dem Nichtbesitzer ein Besitzer, wie wenn der tüchtige Mann sich ein Vermögen durch Fleiß und Sparsamkeit erwirbt, was würde ich, nachdem ich den Unterschied der Classen nun einmal nicht ändern kann,

da er ein organischer ist, von einem solchen Proceß sagen? — Ich glaube ich müßte sagen, daß er den Widerspruch, der in den Classen liegt für jeden Einzelnen in derselben aufhebt, so daß er damit gerade da aufgehoben wird wo er erscheint, nämlich in der Lebenssphäre und damit in dem individuellen Bewußtsein des an sich freien Individuums. Diesen Prozeß nennen wir nun die aufsteigende und absteigende Classenbewegung, welche, indem sie in derselben den Einzelnen von dem physiologischen Gesetze der Classenunterschiede frei macht, damit das Höchste was wir haben, die ewige, selbstschaffende Kraft der persönlichen freien Entwicklung über das Naturgesetz der Ungleichheit erhebt. Und die Geschichte, diese unermüdliche Vertreterin aller Gesetze des menschlichen Lebens, die uns lehrt wie alle Völker untergehen die durch Kasten und Rechtsordnungen jene auf- und absteigende Bewegung unmöglich machen, zeigt uns das Gegenbild in der nicht minder großen Thatsache, daß eine Gesellschaftsordnung welche für ihre an sich absoluten Classenunterschiede diese freie Classenbewegung zu ihrem Lebensprincip erhebt und sie ausdrücklich aner-

kennt, in Wahrheit die Grundlage für die Löſung des ſocialen Widerſpruches und damit die Quelle ihrer eignen beſtändigen Verjüngung enthält.

Und wenn wir daher von einer erſten und eigentlichen ſocialen Frage ſprechen, ſo wird dieſelbe für jede einzelne Geſellſchaftsordnung von der die Rede iſt, die ſein, ob ſie eben dieſe Freiheit der Claſſenbewegung rechtlich und wirthſchaftlich anerkennt? Erkennt ſie dieſelbe, ſo iſt ſie eine freie, erkennt ſie ſie nicht, ſo iſt ſie eine unfreie. Darüber kann man jetzt einig ſein. Und damit glauben wir iſt die Grundlage für das Folgende gelegt. Freilich nicht mehr, als eben die Grundlage.

IV.

Nicht ohne schweres Bedenken habe ich Sie bisher an dem obigen festgehalten. Habe ich recht, Frauen aufzufordern, in solche Untersuchungen einzugehen? Und doch, wird man den Weg anklagen, wenn man das Ziel will?

Und dies Ziel liegt jetzt nahe genug.

Ja, es ist wohl wahr was alles da gesagt ist. Aber alle diese Dinge, wahr oder nicht, stellen ja nicht die Frau, sondern den Menschen überhaupt dieser socialen Frage gegenüber. In alledem sehe ich nicht die weibliche sondern die rein menschliche Seite jener sehr ernsten Thatsachen. Wo ist die Frau und ihre Stellung zur socialen Frage?

Lassen Sie mich zur Beantwortung dieses Zweifels jetzt nur noch einen Schritt machen.

Das was wir oben dargelegt, ist offenbar

so einfach und natürlich, daß es nicht mehr als etwas durch meinen Willen und meine Arbeit erzeugtes, sondern daß es als ein reines Naturgesetz erscheint, das sich durch sich selber vollzieht. Ist einmal die freie Gesellschaftsordnung da, so wird sie sofort das erzeugen, was wir so eben als die freie Classenbewegung bezeichnet haben. Nun zeigt uns die Lehre von der Gesellschaft, daß es einst Ordnungen derselben gegeben, in denen diese freie Bewegung nicht stattfand. Erlassen Sie mir hier die Entwicklung der Gründe, aus denen das Gegentheil dieser Freiheit damals hervorging. Es wird gewiß genügen wenn ich einfach sage, daß die frühere Unfreiheit darin bestand, daß der Einzelne, mochte er Fähigkeiten und Fleiß haben welche er wollte, dennoch niemals aus den niederen Schichten der Gesellschaft in die höheren emporsteigen, und daß derjenige welcher den letzteren angehörte, niemals in die niederen zurückfallen konnte. Denn das positive Recht innerhalb der gesellschaftlichen Classenbewegung setzte feste, für jeden geltende Grenzen, die weder durch Arbeit noch durch Glück überschreitbar waren. Ein solches Recht aber, das

auf diese Weise mit den höheren Forderungen der socialen Entwicklung im Widerspruche steht, nennen wir ein Vorrecht. Wenn wir daher von dem Begriff oder Wesen einer unfreien Gesellschaftsordnung reden, so verstehen wir praktisch darunter die privilegirten Gesellschaftsclassen und Ordnungen der früheren Jahrhunderte; und ohne allen Zweifel hat das Privilegium in der vergangenen Zeit die Unfreiheit und mit ihr alle Gefahren in der Gesellschaft hervorgerufen, die endlich zu den großen socialen Revolutionen des letzten Jahrhunderts geführt haben. Nur in diesem Sinne sprechen wir von einer „Geschichte der socialen Bewegung" der verflossenen Epoche. Allein das wissen wir alle, daß diese Zeit vorüber ist. Unser Jahrhundert hat Rechte, aber keine Vorrechte mehr. Frei ist die Arbeit, frei die Ueberzeugung, gleich ist jeder vor allem was Recht und Gesetz heißt, und frei ist jede Bewegung innerhalb der Gesellschaft. Allerdings sind die Classen da; aber es ist jedem gegeben, wie er will und kann sich aus der niederen zur höheren emporzuarbeiten; ist er jetzt thatsächlich ungleich, so ist er es weil er es vermöge der Lebensgesetze

ist, welche wir so wenig ändern können als die Naturgesetze, und wenn die Gesellschaftsordnung im Ganzen nach wie vor ihre Classen und ihre Classenunterschiede enthält, so macht die volle Freiheit der persönlichen Entwicklung den Einzelnen innerhalb derselben für die Stellung die er in jenen einnimmt, nur sich selbst verantwortlich. Denn die Gesellschaft selbst ist zwar ein Organismus, aber der Einzelne in demselben und mit ihm das Ganze ist frei. Wer kann nun mehr fordern, als daß sie jeden auf sich selbst, auf die eigne Kraft stelle?

— Ja — wenn nur nicht eben diese Kraft selbst wieder Bedingungen hätte, an welche sie mit eben so unerbittlicher Strenge gebunden ist wie die Dinge in der Natur an die großen Naturgesetze! Es ist ja ganz richtig, daß wir alle in der Gesellschaft frei sind — aber jene Bedingungen, die Mittel für die Verwirklichung jener Idee der wirklich freien Gesellschaft und ihrer Classenbewegung, die sind es welche nur dem Nichtbesitzenden fehlen. Es ist wahr, daß die Gesellschaft fortschreitet — aber dennoch bleiben ja ihre Classenunterschiede, und was das Ganze

wollen und wünschen mag wie ich es nicht bestreiten will, das kann der Einzelne nicht vollbringen wie es die harten Thatsachen lehren. Ist daher jene erste sociale Frage, die wir formulirt, auch die einzige, und damit die Erschöpfung dessen, was hier fraglich ist?

Ich kenne die Antwort, welche zuerst darauf gegeben werden wird. Mehr als sich frei machen von Beschränkungen und Vorrechten *kann* ich nicht; du bist auf dich selber gestellt, jetzt hilf dir selber. Ewige Ordnungen kann ich nicht ändern, und es ist Thorheit zu glauben oder zu fordern, daß es irgendwo ein Leben gebe ohne Kampf. Glaubst du denn daß ich, der ich der besitzenden Classe gehöre, ein mühe- und kampfloses Dasein im Unterschiede von dem Deinigen führe? Weißt du nicht, daß jede Classe und in jeder Classe jeder Einzelne mit seiner socialen Arbeit und Noth beladen ist, die nur zu oft bloß dem Außenstehenden nicht zur Kunde gelangen, aber darum bei allem äußeren Scheine darum nicht minder schwer sind? Und muß jeder, ob hoch oder niedrig in diesem socialen Kampfe der niemanden ganz erlassen wird, sich selber helfen, wie magst

Du fordern, daß du für deinen Standpunkt eine Ausnahme bilden solltest? Gewiß werde ich mich freuen wenn es dir gelingt; aber ich selber bin die Aufgabe meiner eigenen Lebenskräfte; so sei du es für dich und Gott für uns alle. —

— Warum sind diese so klaren Wahrheiten, die wir oft genug hören, zuletzt doch nicht ganz wahr? Warum bestehen sie nicht vor dem Gerichte des christlichen, ja des höheren menschlichen Bewußtseins? Und gerade Sie frage ich, edlere Frauenherzen, würden Sie nicht mit jener wunderbaren Gewalt die Sie besitzen, auch der strengsten Logik ganz einfach endgiltig hier das Recht läugnen, allein Recht zu haben?

Nein — es muß und wird hinter jener ersten socialen Frage noch eine zweite liegen. Denn es ist wahr, daß ich den Menschen auf die eigne Kraft stellen muß, damit er leiste und werde was er kann; aber es ist nicht wahr, daß ich ihn allein dieser seiner einzelnen Kraft in jenem furchtbaren Kampfe überlassen darf, dem er — und wie unendlich oft! allein nicht gewachsen ist. Es lebt etwas in mir, das mir es nun einmal

nicht erlaubt ruhig zuzuschauen, wie der mit dem Leben Ringende kraftlos zusammensinkt; ich kann nun einmal den tiefen Schmerzenslaut nicht gleichgiltig anhören, der sich in diesem verzweifelten Mühen seiner Brust entringt; ich kann ihn nicht sinken lassen, wenn ich es vermag ihm zu helfen; ja ich höre in meinem Herzen das Gebot der Liebe, so alt wie die Menschheit selber, das mich ruft und dem ich folge; niemals hat für bessere Menschen die Berechnung des Verstandes ausgereicht für das Gefühl das in meiner Brust lebt, und wenn auch hier der Mann der Diener seines Verstandes sein soll, darf die Frau bei dem stehen bleiben was sich bloß mit dem Verstande erschöpfen läßt?

Gewiß nicht. Aber was wird nun dies Gefühl fordern jenseits jener ersten socialen Frage?

Ich will und darf an dieser Stelle nicht Untersuchungen aufstellen, welche wieder einmal beweisen, daß das was wir das Gefühl nennen, doch zuletzt stets das Empfinden aller großen, nur noch nicht bewußten Wahrheiten ist. Wenn der Mann nach den Gründen forscht, ist es das

Wesen der Frau auch das noch nicht Begründete richtig zu verstehen. Und darum darf ich mitten in den Kern der Sache eingehen.

Es ist eins der ernstesten Gesetze dessen, was wir die Physiologie der menschlichen Gesellschaft nennen, daß die niedere Classe, die Classe der Nichtbesitzenden, sich mit ihrer eignen Kraft *nicht zu helfen vermag*, und daß sie *absolut der höheren, der Besitzenden bedarf*, um den wirklichen gesellschaftlichen Fortschritt für sich im Ganzen wie für ihre einzelnen Mitglieder zu vollziehen. Es ist weder organisch noch thatsächlich möglich, daß die nichtbesitzende Classe sich selber genüge; ohne die Kraft und den Willen der Besitzenden ist sie macht- und fortschrittslos; und darum sagen wir, daß die organische Thatsache der gesellschaftlichen Verschiedenheit zur *sittlichen Pflicht der höheren Classe gegen die niedere wird*. Hat das Gesetz der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung unabweisbar den Unterschied geboren, so ergibt sich aus dem obigen Gesetze die Consequenz der höheren Ethik, daß es die Aufgabe der besitzenden Classe sein muß, für die freie aufsteigende Classen-

bewegung der nichtbesitzenden die Hülfe zu bringen, deren sie bedarf.

Und ist dem nun so, so tritt damit die zweite große sociale Frage an uns alle heran, deren Beantwortung viel mehr enthält als manche glauben — ist diese ethische Pflicht da, und ist sie der einzige und wahre Weg, die Gegensätze welche im organischen Wesen der Persönlichkeit gegenüber der freien und unendlichen Bestimmung derselben liegen, harmonisch zu lösen, thut nun auch wirklich unsre Gesellschaftsordnung hier, was ihre Pflicht ist? In Wahrheit, neben allem was man über die Natur der Gesellschaft, ihre Ordnungen und Gegensätze sagen mag — hier liegt ein zweites Gebiet der socialen Frage und es ist nicht die letzte Bedingung alles wahren gesellschaftlichen Fortschrittes, sich eben dieses Gebietes klar bewußt zu werden.

V.

Hülfe! — Wie leicht spricht sich das Wort aus, und wie nahe scheint uns stets das zu liegen, was wir darunter verstehen! Wer hätte niemals der Hülfe bedurft, und wer hätte sie niemals geleistet? Und doch wie viele Dinge giebt es bei denen Hülfe nicht möglich ist, und wie viele andere bei denen sie werthlos wird, weil wir nicht recht verstanden wofür sie eigentlich gefordert ward.

Wenn das richtig ist was wir oben gesagt haben, daß mit dem Unterschiede der Menschen an sich auch der Unterschied der Classen und mit ihm der Gegensatz derselben unter einander ein ewiger ist, weil wir ihn als einen organischen erkennen müssen, so darf man wohl fragen, was hier das Wort Hülfe bedeutet, wo die Natur der Dinge selbst das erzeugt, wogegen die Hülfe helfen soll.

Und in der That, wäre mit diesen Dingen das gesellschaftliche Leben erschöpft, so erschöpfte sich damit auch das, was uns zu sagen und zu thun übrig bleibt. Aber so arm ist dieses wirkliche Leben nicht, daß ein paar Kategorien des Gedankens es ausfüllen könnten.

Denn jener Gegensatz der Classen, den nur die Wissenschaft in seinen gewaltigen Folgen für das menschliche Leben zu Ende denken kann, bietet dem, was wir die helfende Arbeit der Gemeinschaft nennen, die zwei Seiten, von denen aus wir zuletzt allein unser eigenes Gebiet, die Stellung der Frau in der socialen Frage, zu beherrschen vermögen.

Mag man sich unter einer „Classe" denken was man will, immer bleibt eines gewiß: Eine Classe ist eine zum Bewußtsein der Gleichartigkeit ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse gelangte Gemeinschaft der Gleichstehenden. Wo immer eine solche Gleichartigkeit erscheint, die für eine Menge von an sich verschiedenen Persönlichkeiten gilt, da ist es gewiß, daß diese Gleichartigkeit nicht mehr auf dem beruht, was die einen oder die andern thun oder glauben oder wollen; sie

kann in solchem Falle überhaupt nicht willkührlich gemacht und eigentlich ebenso wenig willkührlich gehindert werden; sie ist vielmehr stets das Ergebniß gleichartig wirkender Kräfte, die auf die Einzelnen in jener Gemeinschaft eine gemeinsame Wirkung ausüben. Es ist kein Zweifel, daß dies alles da eintritt wo wir von einer Classe der Gesellschaft reden.

Nun ist es für die ganze Auffassung der Gesellschaft und insbesondre für unsre Frage von entscheidender Bedeutung, sich gerade für die niedere Classe für sich dies Verhältniß festzustellen. Wenn wir das hier nicht auf Grund eingehender Untersuchungen thun, so wird man das, wie wir hoffen, uns leicht vergeben. Klar aber glauben wir ist das Resultat, wenn wir sagen, die niedere Classe sei die Gesammtheit derjenigen, welche nicht vermöge eines Güterkapitals, sondern bloß vermöge ihrer Arbeitskraft die Bedingungen ihrer Existenz erwerben, und die daher auch an Macht und Ehre nur so viel besitzen, als diese kapitallose Arbeitskraft gegenüber der mit Kapital begabten zu geben vermag.

Fast alle Auffassungen des Classenwesens —

wir wären durchaus nicht abgeneigt zu sagen alle — haben nun von jeher diese sowohl als die besitzende Classe als eine fast unterschiedslose Gemeinschaft betrachtet. Sie haben alle für alle ihre Consequenzen den Ausgangspunkt aufgestellt, daß zwar die Art der Arbeit bei den einzelnen Mitgliedern derselben, nicht aber das wirkliche Leben der Einzelnen, das sich an diese Arbeit anschließt, verschieden sei. Für sie ist diese Classe eine Lebenskategorie, in der sich, höchstens mit leichtem Wechsel in Färbung und Umriß, dasselbe gesellschaftliche Bild auf Grundlage derselben gesellschaftlichen Factoren wiederholt. Nun ist es wahr, daß jede solche Classe nach außen als eine wesentlich gleichartige Gemeinschaft erscheint; aber betrachten wir sie genauer, so zeigt sich innerhalb derselben ein geradezu wunderbarer Reichthum von Erscheinungen; und diese sind es, bei deren letztem Grunde wir wenigstens für einen Augenblick stehen bleiben müssen.

Denn das was den Menschen in seinem ganzen thätigen und leidenden Leben am tiefsten von der übrigen Natur scheidet, das ist jenes etwas das wir als die Individualität, die Selbst-

eigenheit seines Wesens bezeichnen. In dieser seiner Individualität verarbeitet er das gesammte Dasein das auf ihn einwirkt, nach seiner eignen Natur, in Harmonie mit sich selber; er setzt sich selber als den Zweck seiner selbst, sich selber als die Wahrheit seiner Gedanken und Gefühle, sich selber als den, dem er verantwortlich ist. Darum wird, und das ist die höhere Natur der Persönlichkeit, alles was an sich allgemein ist, zugleich für ihn und in ihm zu einer individuell persönlichen Gestaltung, zum Inhalt eines selbsteignen Lebens; alles, und somit auch die Gewalt welche Besitz und Erwerb ausüben; alles, und somit auch jenes gesellschaftliche Bewußtsein das durch ihn in all den Tausenden individuell reflectirt, welche irgend einer Classe angehören. Jeden einzelnen erfaßt, was alle betrifft, in seiner Weise; in jedem einzelnen durchlebt das Gemeinsame zum zweitenmale seine Bewegung und seine Gegensätze, und wenn das letztere an sich oft einfach genug ist, so breitet sich durch das erstere vor uns eine Welt aus, deren Reichthum kein menschliches Auge zu überschauen vermag. Wem bliebe dieses wunderbare Leben und Weben des

Individuellen in dem Allgemeinen verschlossen, wenn er auch innerlich sehen gelernt hat, was ihm äußerlich zur Erscheinung kommt?

Dies nun, die gewaltige Thatsache des Unterschiedes, der Berechtigung, ja der höheren Nothwendigkeit des Individuellen in dem Leben des Allgemeinen ist es nun, von dem wir hier ausgehen müssen.

Denn es ist kein Zweifel daß auch jene socialen Elemente und Bewegungen, die wir alle kennen, zugleich ein Doppelleben führen. Es ist gewiß daß sie allgemein und daß sie zugleich individuell sind. Und wenn das gewiß ist, und wenn es nicht weniger gewiß ist daß nirgends in dem ewigen Kampfe der Menschheit mit ihrer socialen Entwicklung die Hülfe des einen für den andern fehlen darf, wenn wir nicht untergehen sollen in den Gewalten, die uns nur zu sehr zu beherrschen wissen, so ist auch das letzte gewiß, daß eben diese Hülfe keine einfache sein darf. Sie muß doppelt sein wie die Aufgabe die sie zu lösen hat, und es ist nur zu wahr, daß hier das Halbe nicht die Hälfte des Ganzen bildet, sondern erst beide zusammen ihr

hohes Ziel erreichen. Die Helfenden ſollen einmal mit den Mächten ringen welche das Ganze, die Claſſe als ſolche, bewältigen, und zugleich ſollen ſie dem Einzelnen als ſolchen die hilfreiche Hand bieten; die Hülfe muß eine ſyſtematiſche, organiſche für die ganze Claſſe, und eine freie, individuelle für die Einzelnen in derſelben ſein. Und erſt dann wird aus den Theilen und ihrem innigen Verſtändniß ein Ganzes werden.

Und wenn wir nun mit dieſer Forderung und dieſer Hoffnung vor jene zweite Aufgabe der ſocialen Frage, die wir oben bezeichnet, hintreten, wie ſollen wir uns zu derſelben denn nun das hinzudenken, was wir ihre praktiſche Erfüllung nennen?

Es wird wohl ſchwer ſein hier das Einzelne zu erſchöpfen; wir hoffen daß es leicht ſein wird, es im Ganzen zu ſagen.

VI.

Wer je über die Dinge nachgedacht hat welche in das menſchliche Leben hineingreifen, der wird mit uns ein Bewußtſein theilen. Es iſt das, daß die Ergebniſſe unſerer individuellen Arbeit ſtets erſt dann gleichſam ihrer ſelber gewiß ſind, wenn ſie ſich ſagen dürfen, daß ſie ihrerſeits den Ausdruck einer jener höheren Ordnungen bilden, die wir als die Geſetze des Lebens zu bezeichnen pflegen.

Welches nun iſt für die faſt unendliche Aufgabe, die wir in dem Bisherigen hingeſtellt haben, das Geſetz, an das ſich das Einzelne wie das Ganze anſchließen muß?

Wir kennen es alle; es beherrſcht, wie alle wahren Geſetze, nicht bloß die Geſammtheit unſeres Lebens, ſondern auch jeden Moment, jeden Tag, jedes einzelnſte Gebiet deſſelben. Wir

nennen es das große Gesetz der Theilung der Arbeit.

Dieses Gesetz nun sagt uns, daß es absolut keine Aufgabe der Menschheit giebt, die ohne eine solche Theilung der Arbeit erfüllt werden könnte. Seitdem Plato dieses Gesetz als das höchste Lebensprincip der Gemeinschaft erkannt, und seitdem Adam Smith es für den Nichtphilosophen als die Grundlage der industriellen Production nachgewiesen, hat es noch keinen Sterblichen, ja nicht einmal einen Communisten gegeben, der es bezweifelt hätte. Es ist ein organisches Grundgesetz unserer Lebensauffassung geworden. Nun ist es klar, daß jede Theilung der Arbeit etwas Undenkbares, Unorganisches ist, wenn die welche die Arbeit unter sich theilen, absolut gleich sind. Darum ist es gewiß, daß wenn die Theilung der Arbeit eine absolute Bedingung aller Entwicklung der Menschheit ist, ihre Bedingung, die Ungleichheit derselben, gleichfalls eine absolute Forderung des Lebens der Gemeinschaft sein muß. Es ist nicht möglich, sich dieser Nothwendigkeit zu entziehen.

Alle Theilung aller Arbeit aber, mag ich sie

denken, wie ich will, enthält ihrem Begriffe nach die Verschiedenheit des Inhaltes der Arbeit einerseits, aber zugleich die Verschiedenheit der arbeitenden Kraft andererseits. Will ich jene, so muß ich diese setzen. Das gilt allenthalben, und das gilt auch für die sociale Arbeit, welche aus der socialen Frage mir entgegentritt. Welches nun ist der tiefe Unterschied, der mit der socialen Arbeit gegeben ist, und welches ist die nicht minder tiefgehende Verschiedenheit der Kräfte, die sich in diese Unterschiede der socialen Arbeit theilen müssen, soll sie anders überhaupt vollendet werden?

Wir haben gesehen, wie das was wir die sociale Aufgabe nennen, seinen doppelten Inhalt entwickelt. Wir haben aber auch gesehen, daß die gemeinsame Grundlage doch der Besitz und der Erwerb der wirthschaftlichen Güter, des Vermögens, oder der Mangel desselben ist. Wir haben endlich gesehen, daß sich aus beiden die gesellschaftlichen Güter der Ehre und der Macht bilden. Das aber was die Wissenschaft langsam unterscheiden lernt, bildet stets lange vorher den ungeschiedenen Inhalt des allgemeinen Bewußt-

seins. Auf jenem Gebiete aber ist es erst unsere Zeit, welche diese Scheidung zu vollziehen begonnen hat.

So lange nämlich die nichtbesitzende Classe in dem Besitze nur seine rein wirthschaftliche Natur, das Vermögen sieht, fallen ihr noch jene beiden Momente, das rein wirthschaftliche und das gesellschaftliche, zusammen; so wie ihr aber aus dem wirthschaftlichen Vermögen auch für ihr Bewußtsein das wird, was wir den gesellschaftlichen Besitz genannt haben, entsteht die Forderung nach dem Erwerbe dieses Besitzes, und es wird gewiß, daß es ihr alsdann nicht mehr genügt, ein Vermögen zu haben das vor der Noth schützt, sondern ein Vermögen zu erwerben das eine gesellschaftliche Stellung zu geben vermag. Die große Frage nach den Gesetzen welche die Gesellschaft bewegen, unter ihnen die wichtigste nach der Hebung der nichtbesitzenden Classe, wird dadurch zur Frage nach der Möglichkeit, durch die erwerbende Arbeit zum Vermögen und durch das Vermögen zum gesellschaftlichen Besitze zu gelangen. Allein dieser Erwerb eines Vermögens durch die Arbeit, das was

die Wissenschaft die Capitalbildung nennt, ist nicht Sache der Willkür oder des Zufalles. Die Capitalbildung hat ihre dauernden, unumstößlichen Gesetze. Die muß ich kennen, mit ihnen muß ich arbeiten; ihnen gegenüber giebt es kein Gefühl, keinen Schmerz, keine Freude; sie erschließen sich nur dem arbeitenden Gedanken, der mit seiner Logik das Wesen, mit seiner Erfahrung die Erscheinung der Gewalten umfaßt, welche die menschlichen Ordnungen bewegen. Und diese Erkenntniß sagt mir, daß auf diesem Gebiete eben deßhalb auch nicht eine einzelne That, sondern nur die fortgesetzte, die systematische, ihres letzten Zieles bewußte Arbeit und zwar nicht die eines Einzelnen, sondern nur die der Gemeinschaft helfen kann. Die Hebung der niederen, nichtbesitzenden Classe durch die Herstellung der kapitalbildenden Arbeit ist darum vor Allem die Aufgabe des socialen Gedankens.

Allein der Gedanke ist auch hier der Grund der That; und die That, welche den Gedanken verwirklicht, nennen wir die Arbeit. Darum sagen wir, daß jede Arbeit wie ihr Urheber, der bewußte Gedanke, eine systematische, dauernde,

und ihrer Aufgabe auch im Einzelnen bewußte sein soll; das soll sie überhaupt sein, das soll sie auch sein gegenüber der gewaltigen Thatsache des classenmäßigen Auftretens der wirthschaftlichen und der socialen Unterschiede. Und ist nun schon das Erfassen des socialen Gedankens eine schwere Aufgabe, so ist es die Vollbringung der socialen Arbeit wohl in noch höherem Grade. Denn gerade diese Arbeit für die wirthschaftliche und geistige Hebung der niederen Classe ist es, welche nicht bloß festen Muth und klaren Verstand, sondern auch eine tiefe Kenntniß der menschlichen Dinge, der allgemeinen wie der örtlichen, fordert; sie ist es, welche in dem Kampfe mit den positiven, praktischen Schwierigkeiten die Härte des bewußten Willens über das weiche Gefühl stellt; sie darf daher, wie in den Schlachten der Feldherr, nicht nach dem Einzelnen sich umsehen und nicht mit ihm rechnen, wo es das Ganze des Zweckes gilt; sie hat es mit den großen Zuständen und mit den organischen Gesetzen des Lebens zu thun; und darum ist der Gegenstand der socialen Arbeit nicht der Arbeiter, sondern die arbeitende Classe, nicht der Arme,

sondern die Armuth, nicht die Hülfe für den Einzelnen, sondern die ganze Aufgabe, welche wir die Hebung und Veredlung der nichtbesitzenden Classe nennen. Das ist das eine Gebiet, das sich nunmehr von dem zweiten scheidet.

Denn wie alle Arbeit will auch diese ihre Zeit, und wie alle Arbeit ist auch sie nie, nicht einmal ihres letzten Erfolges gewiß. Sie geht ihren Weg, theoretisch oder praktisch, aber auf diesem Wege fragt sie nicht nach dem Schmerze dem sie begegnet, nicht nach den Hoffnungen die sie erweckt; sie will ihr Ziel, und das liegt fern. Aber unterdessen ist jener Besitz und jener Erwerb eben nicht bloß ein quantitativer Bestand von Gütern oder ein ziffermäßiger Rechnungsmangel für das wirthschaftliche Leben. Mit Allem was das Vermögen bedeutet, sitzen Vermögen, Erwerb und Besitz ungesehen und doch beständig wirksam täglich, stündlich, in den Augenblicken der Arbeit wie in denen der Ruhe, am häuslichen Herde, am Tische des Hauses, am Bette des Kindes; stündlich empfinde ich in mir und in allen denen, die mir theuer sind, was jene ewigen Gesetze des wirthschaftlichen Lebens nicht

etwa dem Organismus der Geschichte, sondern was sie mir bringen; stündlich steht der Mangel vor mir, begleitet mich an den kalten Herd, an das ärmliche Bett, an den ungedeckten Tisch; tief hinein greifen sie nicht bloß in jene höhere Ordnung der Dinge, sondern sie sind bei mir, in meinem Bewußtsein, in meinem Herzen zu einem individuellen Schmerze geworden. Und was hilft dem Augenblicke der Gegenwart, der voll von solchem individuellen Gefühle ist, der Blick in die Zukunft, nach welcher jener Gedanke der socialen Entwicklung strebt? Soll mich die Ungewißheit des Künftigen mit der Gewißheit des gegenwärtigen Leidens versöhnen? Ja — in harter Wirklichkeit gesprochen — kann ich heute in einem Zimmer wohnen, das mir morgen der sociale Gedanke geben will? Heute von dem das Kind kleiden und nähren mit dem, was mir die neue Gestaltung der socialen Ordnung morgen verspricht? Nein, die Unbarmherzigkeit dieser Thatsachen ist eben ihre Gegenwärtigkeit, und der Punkt auf welchem sie mich erfassen und bewältigen, ist die Empfindung ihrer Macht über mich. So leide ich mit meinem Herzen

unter den Thatsachen, die für meine Gedanken eine logische Consequenz sein mögen, und dieses Leiden erzeugt fortwirkend in mir das Gefühl des socialen Widerspruches.

Dem ist so. Und darum sagen wir, daß es nicht genügt, jenen großen Gegensatz in der Gesellschaft bloß mit der Kraft des Denkens zu verfolgen oder zu bekämpfen. Die sociale Frage hat ein zweites Gebiet, von dem auch hier unsere Philosophen sich wenig träumen lassen. Sie ist zuerst eine Frage des Gedankens und seiner Arbeit, sie ist aber zweitens nicht minder eine Frage des mitleidenden Herzens. Mit dem ersten kann ich mich versöhnen indem ich mit der Zukunft rechne, der zweiten muß ich mit der gegenwärtigen That begegnen. Darum will die erste, um ihr Ziel zu erreichen, Klarheit und festen Willen, die zweite will Gefühl und innerste Hingebung. Und betrachte ich nun beide Seiten von einem anderen, vielleicht faßbareren, wenn auch nicht höheren Standpunkte, so werde ich wiederum sagen müssen, daß sie trotz ihrer Verschiedenheit dennoch nicht bloß zusammengehören, ja daß sie zuletzt eins sind. Und so werde ich

mich überzeugen, daß keine von beiden für sich genügt. Sie müssen zusammengehen; sie müssen in innerer und äußerer Form ihr Ziel gemeinsam wissen und wollen; meine beiden Hände muß ich dem, was ich im Namen der Menschlichkeit will, zugleich entgegenstrecken, und nie wäre ein Streit thörichter als der, welche von beiden mir werther oder wichtiger wäre. Das ist es was wir zugleich festhalten sollen; die eigentliche und wahre Bedeutung der Empfindung der Gemeinschaft aber wird uns auch hier erst klar, wenn wir ihren besonderen Inhalt zur Anschauung bringen.

Denn auf diesem Punkte ist es nun, wo ich unmittelbar aus der Arbeit dieser Anschauung der Dinge in die volle Wirklichkeit hineingreife. Hat eine höhere Natur der Dinge der socialen Aufgabe einen zweifachen Inhalt gegeben, so wird sie hier wie in allem Seienden, auch diese innere Doppelgestalt zur greifbaren Erscheinung gebracht haben. Es ist kein Zweifel, der Träger des socialen Gedankens ist der Mann, die Trägerin des socialen Gefühles aber ist die Frau. In dem Manne und der Frau

theilt sich daher auch die sociale Aufgabe unserer Zeit. Die Kraft soll der Kraft, die Arbeit der Arbeit, der Gedanke dem Gedanken helfen; dem Gefühle aber muß das Gefühl, dem Herzen das Herz zur Seite stehen. Und in diesem Sinne sagen wir, daß der arbeitende Mann der nichtbesitzenden Classe mit allen Bedingungen seines Erwerbes die Aufgabe der männlichen Hülfe in Gedanke und That sein soll, daß aber die Frau der niederen Classe mit ihrem stillen Kampfe und ihren Schmerzen die sociale Aufgabe der Frau der höheren bildet. Und wie Mann und Frau wieder eins sind, so wird das was dem Manne geschieht, der Frau helfen, und was der Frau wohlthut, wird der Mann empfinden; die Helfenden aber, Mann und Frau, werden um so inniger und um so mehr eins sein, je inniger das Bewußtsein der großen Aufgabe und je tiefer das Leiden, je härter der Kampf bei den Bedürftigen ist. Alsdann wird der Gedanke des Mannes das Gefühl der Frau lieben, das Gefühl der Frau den Gedanken des Mannes achten lernen, wenn sich beide in dem begegnen, was der Mann mit seiner That zu

bessern und was die Frau mit ihrem Gefühle zu versöhnen weiß. Und das ist, so scheint es uns, die wahre Idee der Theilung der Arbeit in der socialen Frage unserer Zeit, und wie wir glauben und wie wir fast zu wissen wagen, auch der Zukunft, die sich vor uns ausbreitet.

Das nun ist der allgemeinste Standpunkt den wir einnehmen, und von dem wir glauben, daß er uns ein wenigstens theoretisch nicht betretenes und doch praktisch leicht verständliches Gebiet in der socialen Arbeit eröffnet. Wir halten ihn fest; denn wir halten in ihm unsere innigste Ueberzeugung fest, daß nichts in der Welt ganz zu seiner Vollendung gelangt ohne die Frau, nicht weil sie alles vermag und selbst nicht bloß darum, weil nichts ohne sie seinen rechten Werth hat, sondern weil das ewige Gesetz der Theilung der Arbeit uns beweist was wir alle wissen, daß wenn der Mann den einen Theil derselben besser vollbringt als die Frau, der andere Theil doch nur durch die Frau zur Vollendung gelangt. Das ist der Gedanke, den wir mit all unserer Kraft an die Stelle der unorganischen Vorstellung von der Emancipation

der Frauen ſtellen möchten! Und in dieſem Sinne wollen wir verſuchen, das Folgende zu entwickeln.

Nur verſtatte man uns vorher einen Blick auf den Antheil, der dem Manne zugefallen iſt und auf das was er hier geleiſtet hat.

VII.

Allerdings, wollten wir jetzt das was wir hier angedeutet, erschöpfen, so läge vor uns ein fast unendliches Gebiet. Unendlich schon in der Gegenwart, unendlicher in der Zukunft. Denn zuerst war es nur Noth zu zeigen, ob denn die Zeit die wir die unsere nennen, jene Theilung der Arbeit auch verstanden, und ob sie es vermocht hat, sie auch, wenn sie sie verstanden, in der Wirklichkeit durchzuführen? Und vor allem müssen wir dann zuerst fragen, ob der Mann sich dessen auf dem socialen Gebiete bewußt worden ist, was jenes Gesetz der Theilung der Arbeit ihm als seine besondere Aufgabe zugewiesen; dann erst werden wir uns der Frau und ihrer wahrlich nicht geringeren socialen Mission zuwenden.

Es ist natürlich, daß wir das erste hier

nicht unternehmen. Und dennoch drängt es uns, dasselbe wenigstens mit einigen Worten zu berühren. Kann ja doch das zweite ohne das erste niemals ganz verständlich werden!

Es ist eine alte Wahrheit, daß niemand ungerechter ist als der Leidende. Und es ist wahr daß die arbeitende, nichtbesitzende Classe leidet, und daß niemand sein Auge vor dem verschließt, was hier zu beklagen oder zu wünschen ist. Und darum ist es erklärlich, daß die sociale Gestalt unserer heutigen Gesellschaft immer und immer wieder zur Ungerechtigkeit des socialen Urtheils der niederen Classe gegenüber der höheren führt. Wir haben hier nicht die Angriffe zu verfolgen, welche aus jenem Unmuthe heraus gegen die großen Grundlagen aller gesellschaftlichen Ordnung, gegen die organische Verschiedenheit der Menschen, gegen das Eigenthum das sie erzeugt, und gegen das Kapital in dem sie arbeitet, gerichtet werden. Das muß andern Arbeiten überlassen bleiben. Allein an diejenigen möchten wir uns einen Augenblick wenden, welche die Gesittung unserer Gegenwart überhaupt negiren, weil sie noch nicht das ist, was sie nach dem

Ideale derselben sein sollte. Denn von dieser Seite hören wir genug der Klage, daß unsere Gesellschaft ihre Pflicht nicht erfüllen wolle, daß sie dieselbe nicht erkenne, daß sie nichts thue um zu helfen, wo sie helfen kann; diese Klage richtet sich vorerst und zumeist gegen den Mann in seiner gesellschaftlichen Stellung; und über die nicht untersuchte Frage hinweg, was und wie hier Gesetze wirken die kein Mensch zu ändern vermag, hören wir den Vorwurf, daß die Gesellschaft nicht das thue was sie thun soll, weil sie nicht will, was sie thun kann.

Ist das wahr?

Wenn man so große Dinge beurtheilen will, muß man sich wohl dazu verstehen, nicht den kleinen Maßstab des Augenblicks an ihre Messung anzulegen. Wer unsere Gegenwart gerade auf diesem Gebiete richtig verstehen will, den müssen wir allerdings zwingen, auch die Vergangenheit zu erfassen; denn sie nur kann den Blick in die Zukunft geben.

Wie sah es denn für diese sociale Arbeit noch vor hundert Jahren, ja noch vor fünfzig Jahren aus, zu einer Zeit, die doch selbst noch

manchem gegenwärtig ist? Was hat damals die Gesellschaft „gethan", und was leistet sie dem gegenüber in unserer Gegenwart?

Vor hundert Jahren gab es überhaupt noch keine sociale Frage, sondern höchstens eine Frage der Armuth, und noch dazu nur der örtlichen Armuth. Vor hundert Jahren gab es statt der Rechte in Erwerb und Besitz nur noch Vorrechte; statt der Gleichheit nur noch Ungleichheit; vor hundert Jahren lag tiefes Schweigen auf dem Elende, in dem die niedere Bevölkerung unterging, und weder die Philosophie des vorigen Jahrhunderts, noch das was damals die Staatswissenschaft war, hatten ein Wort für die, welche von der Geschichte auf ewig vernachlässigt zu sein schienen. Da gab es keine Volksschulen, keinen Unterricht, keine Armengesetze, ja keine Hülfe in Noth und Theuerung; kaum daß die Kirche und kaum daß das Almosen darnach suchten in einzelnen Fällen einzelnes Leiden zu mindern, durch mißverstandene Theilnahme an nur zu oft Unwürdige fast immer neben dem Guten, das den Geber ehrte, das Ueble wieder erzeugend, das man bekämpfen wollte.

Und was sehen wir jetzt an der Stelle jener fast blutigen Gesetze gegen den Bettel, jener alten Armenhäuser, die nichts waren als die Cristallisirung des Elendes auf einem bestimmten Punkte, jenes Versinkens in die tiefste Schichte, wo die vereinzelte Kraft nicht helfen konnte, jener Verwilderung der Jugend, welche der Verarmung des Alters voraufging?

Nein — man kann und darf so tief Verschiedenes kaum vergleichen. Mit der Mitte unseres Jahrhunderts ist ein Leben erwacht, das so weit unser Blick reicht seines Gleichen in der Weltgeschichte nicht hat. In Wahrheit — wir sehen sie an der Arbeit, diese sociale Idee, die den tiefen Grundzug unserer Epoche bildet. Wir sehen sie die Hülfe in der Noth aus einer menschlichen zu einer staatlichen Pflicht machen; wir sehen sie nicht einzelne Gaben, sondern großartigste, Tausende umfassende Unterstützung durch ihre freie gesetzgebende Gewalt bewilligen, durch ihre Regierung ausführen; wir sehen sie Gesetze über Heimathswesen und Armenwesen geben und, beides von dem örtlichen Interesse befreiend, als Pflicht der großen Gemeinschaft anerkennen

was sonst nur als Pflicht der Einzelnen vom Christenthum gefordert ward. Wir sehen die Gemeinden ihre Schulen bauen und den Unterricht vom Vermögen unabhängig der niedersten Classe ertheilen; wir sehen sie das Kind aus der Wiege nehmen und es in den Bewahranstalten zu den Bedürfnissen der Gesittung heranziehen; wir sehen das Vereinswesen auf allen Punkten arbeiten, Sparkassen entstehen, Versicherungen, Schutz gegen den Unfall in der Arbeit, den thätigen Armenarzt, die hülfreichen Frauen, den Fabrikherrn der Schulen und Krankenhäuser erbaut, den Reichen, der Stiftungen hergiebt; und vor allem sehen wir daß man gelernt hat, mit der Arbeit des Gedankens die großen Gesetze zu untersuchen, von der alle jene Dinge doch nur die einzelnen Erscheinungen sind. Ist es also wirklich wahr, daß unsere Zeit nicht auf dem socialen Gebiete arbeitet? Ist es wahr, daß diese Arbeit die Folge der Furcht ist? Fürchtet man den Hülflosen dem man die Gabe verweigert, das Kind das keine „Armenschule" mehr kennt, den Kranken zu dem der Arzt geht? Oder ist es Furcht, wenn unsere Zeit den wahrlich nicht geringen

Muth hat, das Almosen zu verurtheilen? Wenn unsere Zeit etwas fürchtet, so ist es der gewissenlose Mißbrauch des Unverstandes socialer Verhältnisse, den sie noch nicht hat bewältigen können; aber sie steht schon hoch genug um mit denen zu leiden, die unter ihm leiden müssen. Wer freilich wird sagen, daß wir schon genug leisten? Wo ward in so großen Dingen je genug geleistet? Und wer hat je gewagt zu behaupten, wir genügten uns selber im socialen Gebiet? Aber es ist wahr, daß unsere Zeit in dem was sie auf dem Felde der socialen Arbeit wirklich thut, von keinem Jahrhundert der vergangenen Geschichte auch nur entfernt erreicht ist; und es ist Unwahrheit, dem nicht gerecht zu werden! Nie gab es in früherer Zeit eine sociale Theilnahme für die niedere Classe, nie hat man sich von der Frage nach der Armuth zur socialen Frage zu erheben gewußt, und nie hat eine Zeit in so systematischer Weise ihre sociale Aufgabe in Staat, Gemeinde und Vereinen auch nur verstanden, geschweige denn ihre Lösung so zu ihrer Pflicht gemacht wie unsere Gegenwart. Es ist keine Wahrhaftigkeit darin, wenn

man fordert, die Gesellschaft solle die absoluten, weit über menschliche Kraft erhabenen Gesetze des Güterlebens in Werth und Preis ändern; aber es ist eben so wenig wahrhaftig zu verschweigen, daß wir alle beginnen, mit Anspannung aller unserer Kräfte die gesellschaftlichen Folgen dieser wirthschaftlichen Ursachen zu bekämpfen. Und das ist es, was an diesem Orte über das gesagt werden mag, was wir als die nächste, specifisch männliche Aufgabe in der socialen Arbeit unserer Zeit und den Angriff, den die Ungeduld des einen, das Leiden des andern und die Unwahrhaftigkeit des dritten erkennen sollen.

Und was und wo ist nun die Arbeit der Frau auf diesem hochernsten Gebiete?

VIII.

Wer von der Arbeit und von der Aufgabe der Frau redet, der muß vor allem sich klar zu werden streben über das, was wir das Wesen der Frau in ihrer Thätigkeit überhaupt nennen. Alle Jahrhunderte haben sich damit genügen lassen zu sagen, was wir an der Frau lieben; die Härte unserer praktischen Zeit geht einen gewaltigen Schritt weiter; sie will wissen, was wir von der Frau zu fordern haben. Und einen größeren Irrthum gäbe es nicht, als zu meinen, daß bloß wir das denken. Das ist die wahre, edle Emancipation der Frau, daß sie beginnt sich selber zum Bewußtsein zu bringen, nicht bloß was sie ist, sondern was sie thun soll, um in dem Leben der Menschheit ganz zu sein, was sie sein kann. Dafür aber danken vor allem wir, die wir der trockenen Arbeit der Wissen-

schaft angehören, der Frauenwelt. Denn das allein ist es was uns den Muth giebt, auch in den ernstesten Dingen uns nicht mehr bloß an das Herz, sondern auch an den Gedanken der Frau zu wenden, und nicht mehr bloß wie einst die fast kindliche Eingebung an die Wärme der Idee, sondern die Mitarbeit an der Mühe ihrer Verwirklichung zu erwarten. Und in diesem Sinne betreten wir das Gebiet der folgenden Darstellung.

Denn es ist richtig, daß die Frau rascher in der Gesammtauffassung von Menschen und Dingen, rascher in der einzelnen That, rascher aber auch in der Ermüdung ist, wo der Erfolg ausbleibt. Aber wir halten fest an der Ueberzeugung, daß das doch mehr die Folge der ganzen historischen Stellung der Frau in der Gemeinschaft, als der Ausdruck ihres eigentlichen Wesens ist. Wer die Geschichte dieser Stellung kennt, der weiß mit uns vor allem eines. Bisher war es im Ganzen so, daß aus der Welt der öffentlichen Arbeiten und Leiden fast immer nur die einzelne Thatsache die Schwelle des Hauses überschritt und an die Frau herantrat. Bald ge-

schah das in der Form des unbestimmten Gerüchtes, dessen thatsächliche Grundlagen nur entstellt zur Kenntniß des heimischen Herdes gelangen, und dies Bedürfniß nach irgend einem Zusammenhang der vereinzelten Thatsache mit dem Gesammtleben, für die unendliche Mehrzahl der Frauen ausgeschlossen, gestaltete sich bei den meisten derselben bald zur Gleichgültigkeit auch gegen große Dinge, bald zum leeren Gerede über die Einzelheit, wo es auf das Ganze ankam. Wird die Frau es mißverstehen, wenn wir in diesem Sinne die Inhalts- und Werthlosigkeit so mancher „Plauderstunde" nicht verklagen, sondern erklären? — Dann wieder geschah es auch, daß die einzelne Thatsache mit unvermittelter Gewalt jene Schwelle überschritt, und die Frau unwiderstehlich hinriß weder an das richtige Maß noch an Ursache und Wirkung zu denken, so daß wir uns oft genug wundern, nicht bloß über das was sie that, sondern auch über das wie sie allein so manches nicht beachtete, was doch so nahe lag. Freilich wird es dadurch klar, weßhalb die Frau viel individueller und damit viel tiefer liebt und haßt, und warum sie da

wo sie liebt und haßt, jedesmal für jedes andere so schwer zugänglich ist, weil sie nicht gewöhnt ward die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu erfassen. Und darf man sich da wundern daß die Frau, ohnehin von den Einzelheiten der Täglichkeit umgeben die rasch erledigt sein wollen, auch in demjenigen innerlich rasch fertig wird, was doch langsam erkannt und gethan werden will? —

Aber fast glauben wir, daß es gerade die sociale Frage ist, welche innerlich und äußerlich berufen erscheint, dieses Verhältniß umzugestalten. Gerade jene Stellung der Frau im Gesammtleben war es, welche ihr auch in dem inneren Kampfe der Gesellschaft bisher nur eine beschränkte Aufgabe zugewiesen. Entfernt von dem großen Zusammenhange der Dinge, ohne Anlaß zu einer größeren Auffassung derselben, trat ihr aus der socialen Welt entweder nur der Mißton der individuellen Unzufriedenheit, oder der Mangel an Bildung, oder endlich das persönliche Elend entgegen, und naturgemäß ward damit das was sie thun konnte, stets ein zersplittertes, zufälliges und deßhalb gerade in seinen Einzelerfolgen nur zu oft mehr als zweifelhaftes. Wer mag es der

Frau verargen, daß sie im richtigen Gefühl einer solchen Aufgabe lieber die Versuche aufgab Hülfe zu bringen, und den Werth der eignen Thätigkeit mit demselben Mißtrauen zu beurtheilen, das die vereinzelten Ergebnisse derselben ihr nur zu nahe legten? So ist es gekommen, daß jene immerhin gewaltige sociale Arbeit des Mannes der Frau fremd blieb, und damit die Hülfe die jener geben konnte, der helfenden Kraft der letzteren, die er doch so nöthig hatte, entbehren mußte. Jetzt aber, glauben wir, ist das anders; denn jetzt dürfen wir ruhig die Voraussetzung jedes dauernden Erfolges, das Verständniß des Systematischen und Organischen in der socialen Aufgabe überhaupt auch der Frau vorlegen. Es ist und bleibt nicht bloß wahr, sondern auch unschätzbar, daß die Frau auch innerhalb der allgemeinen Ordnung stets den individuellen Elementen sich zuwenden und in ihnen ihre größten Erfolge suchen und finden wird. Aber gerade darin sehen wir den hohen Werth der Frau; denn der sociale Kampf und die sociale Noth sind eben ihrem Wesen nach zugleich individuell und allgemein, und nur ausnahmsweise wird es

dem Manne gelingen, beidem zugleich zu genügen. Nur daß man jetzt beginne, die Gemeinsamkeit der Arbeit in ihren Grundlagen zugleich als die Grundlage jener Theilung der Arbeit zwischen Mann und Frau anzuerkennen, von der wenigstens wir die Lösung der großen Aufgabe allein hoffen.

Zu dem Ende lassen wir hier, wo es sich nicht nur um theoretische Wissenschaft handeln darf, alle weiteren Untersuchungen über Wesen und Organismus der menschlichen Gesellschaft und ihrer Unterschiede von der noch unentwickelten Idee der Gemeinschaft zur Seite und beginnen direct mit der Frage, wo denn das liegt, was der eine Theil dieser Gesellschaft für den andern thun kann, um ihm in seinem socialen Kampfe zu helfen und damit jenen tiefen Gegensatz zu bewältigen, der unsere Zeit erfüllt.

Die Antwort hierauf oder die positive und praktische Aufgabe dieses Theiles der Gesellschaftslehre entwickelt sich nun allerdings zu einem ganzen und vielumfassenden System von einzelnen Aufgaben, welche wir, insofern sie wieder Theil eines noch größeren Ganzen sind, die Verwal-

tung der Gesellschaft oder die sociale Verwaltung nennen.

Diese nun setzen wir hier natürlich voraus, indem wir zunächst das Gemeinsame in allen einzelnen Gebieten dieses Systemes hervorheben müssen. Aber eben dieses Gemeinsame besteht darin, daß alle jene gesellschaftlichen Zustände, Aufgaben und Kämpfe stets jenen doppelten Inhalt haben, auf den wir schon oben hinwiesen. Sie sind einerseits allgemeine Kategorien des Gesammtlebens, die mit dem arbeitenden Gedanken erfaßt, beurtheilt und bekämpft werden wollen, so daß in ihnen das individuelle Moment, das Schicksal und das Leiden des Einzelnen gänzlich verschwinden; andrerseits aber besteht die zweite, vielleicht größere Hälfte ihrer Gewalt über den Menschen darin, daß sie das Individuum in seinem besondern Lebenskreise erfassen und zerrütten, ihm die Kraft und den Glauben an sich selbst erschüttern, und damit etwas zertrümmern, das zuletzt immer der Kern des Besserwerdens bleiben muß. Hier ist es, wo die an sich allgemein sociale Frage zu einer individuellen wird, und wenn das Allgemeine die specielle

Aufgabe des denkenden und thätigen Mannes ist, so sagen wir, daß die Hülfe im individuellen socialen Kampfe die Sache der Frau sein soll.

Nun aber sind die menschlichen Dinge von einer höheren Hand so geordnet, daß nicht bloß innerhalb der thätigen Hülfe, sondern daß auch in der nichtbesitzenden Classe das Element der Arbeit und Mühe, das außerhalb des Hauses zur Geltung kommt und die Classe als solche trifft, dem Manne, das Ringen und Leiden im Einzelnen dagegen als die individuelle Gestaltung jenes Kampfes der Frau zugewiesen ist. Denn die Gewalt aller individuellen Empfindungen steht immer im umgekehrten Verhältniß zu der Kraft, mit der ich kämpfe; und jeder mag es an sich selber erfahren, daß das erstere beständig in dem Grade wächst, in welchem die letztere im Menschen schwächer wird. Darum sagten wir, und wir glauben darin Recht zu haben, daß wenn ich mir die nichtbesitzende Classe als ein arbeitendes und leidendes Ganze denke, der Sinn jenes Satzes, daß in der socialen Bewegung die Aufgabe der Frau eine so große ist,

in der That darin liegt, daß in der Frau gerade das individuelle Moment im Kampf und Schmerz am tiefsten zur Geltung kommt. Und dies ist es, weßhalb und warum wir auch hier das eine erkennen, was wir höhere Ordnung nennen.

Ist dem nun so, so müssen wir allerdings jetzt damit beginnen, innerhalb dieser Fragen wieder die besondern Gebiete aus einander zu legen, auf denen jenes specifische Element der Frau zur Geltung gelangen kann.

Die aber liegen, wie wir glauben, ganz nahe in der Sache selbst.

Denn zuerst und bis zu einem gewissen Grade zuletzt unterliegt die Frau derselben Gewalt, welche auch den Mann in seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung beherrscht. Diese Gewalt ist die der Vertheilung des Besitzes; und diese Vertheilung des Besitzes wird wieder bedingt durch die erwerbende Arbeit. Die Arbeit kann erwerben und soll erwerben. Und wie nun verhält sich die Frau zu dieser erwerbenden Arbeit ihrer Classe, und wie verhält sich die Frau der besitzenden Classe zur erwerbenden Frau der nichtbesitzenden? Ob man das gerade die erste

Frage für die Frau auf dem socialen Gebiete nennen soll, das lassen wir unentschieden; die verständlichste ist sie gewiß.

Dann aber steht die Frau so gut wie der Mann den Folgen gegenüber, welche den Mangel erzeugen, wo Besitz und Arbeit nicht ausreichen. Wir fassen sie zusammen als Noth und Armuth. Und daß gerade hier die Aufgabe der Frau liegt, das hat sie mit und ohne sociale Frage gewußt und bethätigt, so lange es warme, mitfühlende weibliche Herzen gegeben hat. Hier eröffnet sich uns daher das zweite Gebiet unserer Frage, bei der nichts fraglich sein wird als ob die Frau neben der lebendigen That auch der eindringenden Besonnenheit des Gedankens ihren Raum lassen will.

Endlich aber tritt uns ein letztes, aber wahrlich nicht ein geringstes entgegen. Möchte es uns gelingen das recht klar zu machen, und vor allem dem wirklichen Verständniß recht nahe zu legen! Es ist ja ganz richtig, wenn wir die Gestaltungen und Bewegungen der gesellschaftlichen Classen in die organischen, auf festen Gesetzen beruhenden, und in die individuellen geschieden

haben. Aber diese wie alle anderen scharfen, didactischen Unterscheidungen haben stets einen Punkt, auf welchem das praktische Leben sie aufhebt und das Geschiedene wieder als eines hinstellt. Diesen Punkt, auf welchem die allgemeine sociale Frage zur individuellen wird, besitzt auch das Gebiet auf welchem wir uns bewegen. Das ist das Haus und in ihm die Familie. Vielleicht daß es uns gelungen ist, an einem anderen Orte die innerliche Bedeutung des Hauses an sich und mit ihm die der Frau des Hauses im allgemeinen zur Geltung zu bringen; doppelt aber würden wir diesen Versuch schätzen, wenn es uns jetzt gelänge die Theilnahme an der Frage zu wecken, die uns in der gesellschaftlichen Bedeutung des Hauses, und in der socialen Macht der Frau als Frau ihres Hauses, als Frau ihres Mannes gerade bei der nichtbesitzenden Classe entgegentritt. Und gelänge uns das, so würden wir glauben, der Frau der besitzenden Classe die wichtigste Aufgabe hingestellt zu haben, welche in der That nur die Frau zu lösen vermag. Wir wissen recht wohl, daß wir nur andeuten können was

andre mit tieferer Kenntniß oder besserer Erfahrung dereinst genauer und lebenswirklicher, in concreter Gestalt, zu Ende denken und sagen werden; aber das Recht es zu fordern und die Berechtigung es zu hoffen, die wenigstens werden wir in vollem Maße in Anspruch nehmen dürfen! —

Diese drei Dinge nun verstatten wir uns einen Augenblick Ihrer Aufmerksamkeit nahe zu legen.

IX.

Wenn es uns gelungen ist unserer Auffassung den richtigen Ausdruck zu geben, so verstanden wir unter der socialen Arbeit im allgemeinen diejenige Thätigkeit, welche zunächst und vor allem die aufsteigende Classenbewegung dadurch fördert, daß sie der Arbeitskraft die Arbeit, der Arbeit aber einen Erwerb giebt, der noch die Möglichkeit in sich enthält capitalbildend zu wirken. So lange ich auf diesem allgemeinen Standpunkt stehe, denke ich noch nicht an den Unterschied von Mann und Frau, sondern nur an das allgemeine Menschliche. Und so lange in diesem Sinne eine sociale Arbeit von Seiten der besitzenden Classe stattfindet, arbeiten hier nicht Mann und Frau, sondern das allgemein Menschliche in beiden. Was auf diesem für die Persönlichkeit an sich geltenden Gebiet zu geschehen

hat und wie es zu geschehen hat, das überlassen wir derjenigen Wissenschaft, welche wir die Verwaltungslehre der Gesellschaft nennen. Sie wird ihren Weg gehen und ihren Werth haben; unser eigenthümliches Gebiet eröffnet sich aber da, wo innerhalb jener beiden Begriffe oder Thatsachen der Arbeit und des Erwerbes sich die Doppelgestalt des Menschen in den arbeitenden Mann und die arbeitende Frau scheidet. Und mit dieser Scheidung beginnen allerdings neue Aufgaben.

Wenn es uns hier gestattet wäre tiefer auf die Geschichte der Arbeit einzugehen, würde sich uns ein gewöhnlich wenig beachtetes Bild entfalten, das dennoch unendlich lehrreich ist. Es würde uns zuerst den tiefen Unterschied zwischen der Epoche, in der das gewerbliche Leben herrschte, und der Epoche der Industrie auf einem Felde zeigen, auf dem es wohl der Mühe werth ist es zu verfolgen. Es ist wahr, daß auch die Zeit der rein gewerblichen Arbeit jenen Unterschied zwischen Mann und Frau sich theoretisch allerdings nicht zum Bewußtsein brachte; aber praktisch war er vorhanden und in seinem vollen

Sinne für jeden verständlich; ja er bildete geradezu eine der großen Grundlagen jener früheren Zustände, mit denen wir wenigstens ein Element unseres gesellschaftlichen Lebens verloren haben, das wir jetzt in anderer Weise erst mit schwerer Arbeit wieder gewinnen müssen. Auch die Frau arbeitete in jener Zeit, und wahrlich ihre Arbeit war weder eine leichte noch eine unwesentliche. Denn damals waren Gesellen und Lehrlinge im Hause, und die Frau hatte, so wie das Gewerbe gut ging, wahrlich genug zu thun, um für die Wohnung, die Wäsche, den Mittagstisch, Morgen- und Abendbrot zu schaffen, was nöthig war. Was wäre in jener Zeit aus dem ehrbarsten und tüchtigsten „Meister" geworden, ohne seine Frau im Hause, die waltende Hausfrau? Wie recht hatten die, welche in jener Zeit in der Frau den Segen des Hauses und nicht bloß den Segen des Mannes sahen! Das war keine Zeit, in der die Frau feiern konnte wenn der Mann reich geworden; gerade im Gegentheil wuchs mit dem Reichthum die Arbeit, und wenn zwanzig Gesellen und Bursche am Tisch saßen, und für zwanzig Knechte und Mägde das Brot geschnitten,

die Wäsche gewaschen, die Schlafstellen gereinigt werden sollten, da galt es wahrhaftig tüchtig zuzugreifen und nicht müde zu werden, um am Abend des verflossenen Tages froh und für den kommenden nicht in Sorge zu sein! Das war die Zeit, wo jene Theilung der Arbeit, von der wir gesprochen, von selber da war, ohne auf Plato und Adam Smith zu warten, und wo die Hälfte alles Sorgens und Schaffens, aber freilich auch die Hälfte der „Ehre" auf die achtbare Hausfrau fiel! Und wie ist es jetzt?

Als dann mit der Dampfmaschine aus dem Gewerbe die Industrie ward, da ward allerdings auch aus dieser Hauswirthschaft des Gewerbes etwas anderes. Als man begann, statt des Gesellen am Tisch den Gesellen außerhalb des Hauses zu haben, als nicht mehr die Frau am täglichen Herde, sondern der Mann am Zahltisch am Ende der Woche den Unterhalt in baarem Gelde auszahlte, als an der Stelle des Gesellen der Arbeiter in der Fabrik erschien und keine Frau mehr im Stande war, diese Leute auch nur zu kennen, geschweige denn sich ihrer mit Wort und That anzunehmen, da wurde zwar

unendlich viel mehr gesponnen und gewebt, geschmiedet und gehämmert, und unendlich viel mehr Reichthum erworben — aber jene Theilung der häuslichen Arbeit war zu Ende; an ihre Stelle trat die mechanische Arbeitstheilung in der Fabrik; mit ihr verschwand die Hausfrau, und die „Dame", die „gnädige Frau" begann mit ihren ganz oder halb müssigen Stunden und allem demjenigen, was der Mangel drängender und werthvoller Arbeit mit sich bringt. Das Haus begann die Kraft der Frau nicht mehr auszufüllen; wen mag es wundern, daß sie im kleineren Hause selbst kleiner ward, und weniger leistend auch weniger zu gelten begann? Doch wir wollen nichts anklagen, was wir nicht ändern können; aber wir behaupten, daß der Unterschied zwischen Gewerbe und Industrie vor allem die Hausfrau der alten Zeit vernichtet hat. Mit ihr ist ein unermeßlicher Schatz verloren gegangen. Es gilt, ihn wieder zu heben und uns seiner zu freuen. Wird es gelingen? Wer wollte das bezweifeln! Nur daß wir das alte und gute in seiner neuen, unserer Epoche würdigen Gestalt wieder zu entdecken vermögen!

Denn in dieser neuen Ordnung der Arbeit welche uns umgiebt, in der das individuelle Moment ganz verschwand und die große maschinenmäßige Arbeit den maschinenmäßigen Arbeiter und den maschinenmäßigen Lohn desselben erzeugte, geschahen die zwei Dinge, welche auf unserem speciellen Gebiete die Lage der arbeitenden — und wie wir nicht müde werden zu hoffen, auch die Aufgabe der besitzenden Frau charakterisiren. Wir wollen sie scheiden, denn es ist der Mühe werth sie gesondert ins Auge zu fassen.

Zuerst nämlich sehen wir, wie gegenüber der Maschine aller Unterschied zwischen dem Manne und der Frau verschwindet; gegenüber dem Maschinenlohn die Möglichkeit für die letztere, des Hauses zu gedenken; endlich aber, wie mit der leichten Möglichkeit den Maschinenlohn ohne besondere gewerbliche Bildung zu verdienen, die frühe Ehe des Arbeiters, an die der Gesell nur wenig denken konnte, und mit ihr die Abhängigkeit von diesem Arbeitslohne selber eintritt, welche alsbald die Frau zwingt mit dem Manne zugleich in die Fabrik zu gehen und mit

ihm zugleich für den Maschinenlohn zu arbeiten. Damit entstehen der Begriff und die Classe der Arbeiterinnen neben dem Arbeiter; und kaum waren dieselben da, als auch die Gesetze, die nun einmal über den Lohn eben so mechanisch und unbedingt herrschen wie die Maschine selbst über die mechanische Thätigkeit derer, welche sie bedienen, ihre unabweisbare Gewalt über die arbeitende Frau geltend machten. Wollend oder nicht wollend war sie eine Concurrentin des Mannes, und keine Macht der Welt konnte hindern daß diese Frau die durch ihre Arbeit ihrem Manne helfen wollte, durch das Angebot ihrer Arbeit den Preis derselben Arbeit herabdrückte, welche auch der Mann für den Erwerb und den Unterhalt seiner Familie allein anzubieten hatte. Damit aber mußte wieder das Product durch den billigeren Arbeitslohn selber billiger werden; die Billigkeit des einen Producenten erzwang die des andern, und die Bedingung dafür, daß jeder reichere in dieser Concurrenz auf dem Markte seine Waare noch verkaufen könne, war der möglichst niedrige Betrag des Lohnes den der Unternehmer dem Arbeiter zu bieten hatte. So geschah es, daß

die Frauenarbeit die Männerarbeit in ihrem Werthe bedrohte; jenes große Gesetz der Theilung der Arbeit hatte seine Geltung für den ethischen Unterschied zwischen Mann und Frau verloren und war zu einem rein mechanischen für die Maschinenarbeit geworden. Das war eine ernste Sache. Denn so wie das eintrat, konnte auch die Fabrik auf das Weib und die Frau keine Rücksicht nehmen; mit der Rechnungstafel, welche den mindesten Lohn unerbittlich forderte wenn das Unternehmen bestehen sollte, verschwand jede Frage nach jeder anderen Bestimmung, nach jedem anderen Bedürfniß der Frau außerhalb der Stundenzahl in der Fabrik; die Arbeiterin war nichts anderes als der schwächere Mann. Der Unternehmer, dem Gesetze der Preisbildung gehorchend, that was er nicht lassen konnte; aber die arbeitende Frau, die doch zuletzt nicht den Lohn des Mannes zu verdienen befähigt war, blieb Frau. Sie ward Gattin, Mutter; sie ward schwach, und doch sollte sie arbeitend auch noch dem vorstehen, was jetzt aus dem früheren Hause vielmehr schon zur bloßen Schlafstätte geworden; sie mußte arbeiten,

und zu Hause weinte das Kind; sie selbst, kaum vom Bette aufgestanden, mußte hinaus, denn eben durch ihre Concurrenz mit dem Manne war ja der Lohn so gering geworden, daß sie mit den Kindern desselben nicht entbehren konnte; und doch konnte der Unternehmer keinen höheren geben, wollte er seine Waare noch anbringen. So entstand das Elend der Fabrik. Wer war Schuld — er, der Arbeiter, die Welt? Und doch that es ihm weh, dem Manne, der zu Hause im freundlichen Zimmer die eigene freundliche Frau am Abend begrüßen konnte, zu sehen, wie die arme „Arbeiterin", des Mannes, des Hauses, ja des Kindes entbehrend, müde und bleich in der Maschine als Theil derselben fortarbeiten mußte, um nur das tägliche Brod zu gewinnen. Es litt ihn nicht; langsam stieg der Gedanke auf, daß das Gesetz des Staates verbieten müsse, was die Gesetze der Menschlichkeit verurtheilen; und langsam brachen sich in den großen Culturstaaten die Gesetze über die „Arbeit der Frauen und Kinder in den Fabriken" durch Indolenz und Interesse der Betheiligten hindurch ihre Bahn, durch die höhere Berechtigung ihres

Inhalts erzwingend, daß jedermann jetzt das als etwas selbstverständliches anerkennt, woran man vor zwanzig Jahren überhaupt noch nicht dachte. Das hat der Mann für die arbeitende Frau gethan. Und die Frau der besitzenden Classe? War es in dem oben dargestellten Gange der Dinge ein Wunder, daß sie, von der Arbeit ihres eigenen Mannes entfernt und keiner eigenen Arbeit im reichen eigenen Hause bedürfend, das Verständniß für diesen ersten Theil der Frage nach der Frauenarbeit, nach der Fabrikarbeit der Frau, nicht gewonnen hat? Dieses Gebiet hat bisher der Mann allein übernehmen müssen; wird und darf das dauern? Wird nicht eine Zeit kommen wo neben dem Manne auch die Frau des Unternehmers, welche ja jetzt nicht mehr mit täglicher Sorge und Mühe den Tisch für die Gesellen zu decken hat, für eine Familie — nur eine einzige kleine Familie, täglich ihrem Piano oder der reizenden Toilette entzieht, nur einmal wöchentlich des Friseurs entbehrt, um ihr Haar mit den edleren Blumen zu schmücken die unverwerklich sind? Wird nicht eine Zeit kommen wo die Frau des „Herrn" selbst wenn sie nicht unmittel-

bar thätig eingreifen kann, ihm doch in der Hülfe zur Seite tritt welche er der arbeitenden Frau, der Mutter die ihr Kind von ihrem Herzen weglegen muß um mit den Händen den Dienst der Maschine zu ergreifen, so gerne gewähren möchte und es doch nicht kann? Wird man ewig sagen dürfen daß tausend Frauen über die Berechtigung zur Emancipation reden, und keine von ihnen über die Gesetze welche die Fabriksarbeit der Frauen und Kinder betroffen? Wird es nicht einmal eine Zeit geben wo man Vereine und Versammlungen über das Stimmrecht der Frauen trotz alledem und alledem erst dann für vernünftig halten wird, wenn die Frau durch ihre eingehende Berathung über die Lage der Arbeiterin uns beweist, daß sie sehr gut weiß was sie mit ihrem parlamentarischen Stimmrecht anfangen würde, wenn sie es wirklich besäße? Würde z. B. dann ein weiblicher Bericht über Fabriken, in der ein Drittel Frauen und Kinder arbeiten, wirklich keinen Werth haben neben dem des amtlichen, männlichen Fabrik-Inspectors? — Doch wir würden nicht enden, wollten wir hier auf Einzelnes eingehen. Es

mag genügen zu sagen, daß die sociale Arbeit der Frau schon auf industriellem Gebiete wahrlich keine geringere ist als die des Mannes; ja wir glauben, daß sie berufen ist einen der Probirsteine für den öffentlichen Beruf der Frauen überhaupt abzugeben; und doch ist sie selbst nur ein geringer Theil dessen wofür wir — nein wofür die höhere Ordnung der Dinge die Frau verantwortlich macht.

Denn hier ist die arbeitende Frau noch in Verbindung mit dem Manne und seiner Arbeit gedacht; sie hat wenigstens ihre Fabrik, ihren Lohn, ihren Herrn. Aber nicht alle sind in dieser Lage; und hier breitet sich ein anderes Bild vor uns aus.

Zuerst nun wäre es jedoch am nächsten liegend, von der Fabrik und der Stadt den Blick auf das Land und die arbeitende Frau des Tagelöhners zu werfen, die jetzt in selbständig gewordener, freier Hülflosigkeit unter der Herrin steht und den Tagelohn neben dem Manne verdient. Ist es denn wirklich zu viel verlangt, wenn wir mit warmer Hoffnung in eine Zukunft blicken, in der diese Herrin nicht mehr bloß das

Auge auf Korn und Vieh wendet, wenn sie ihr arbeitsloses Herrinhaus verläßt und neben dem Manne ihren Besitz durchschreitet, sondern auch auf das Weib, das arbeitend dem Boden sein Erträgniß abringt? Ist es zu viel behauptet wenn wir sagen, daß es die sociale Pflicht der Herrin ist, täglich, wenn auch nur eine Stunde, sich der Tagelöhnerin anzunehmen, welche noch kein Gesetz über Frauenarbeit schützt? Und wird es nöthig sein hier einzelne Vorschläge zu machen, wo wir erst für die Idee des Ganzen zu kämpfen haben? Der Boden, den der Fuß der Herrin betritt, treibt Blüthe und Frucht — werden die Worte, die wir hier aussprechen, nicht in dem weiblichen Herzen auch aufgehen und Frucht bringen?

Ja, wir behaupten mit vollem Bewußtsein, daß gerade die sociale Frage der Landwirthschaft aus Gründen, die nahe genug in der Natur des Grundbesitzes liegen, nur durch das Verständniß, nur durch das Herz, nur durch den redlichen Willen der Frau des Grundherrn zu lösen sind! Und darum wird sie kommen, die Zeit, die praktisch auch hier das erfüllt, was wir im Namen aller höhern Anschauung von ihr hoffen müssen!

X.

Doch jetzt dürfen wir uns der weiblichen Arbeit zuwenden, die unsere Zeit in neuer Gestalt geschaffen hat, die losgelöst vom Manne, selbständig in die erwerbende Welt hineintritt und ihr Leben einsetzt, um ihr Leben zu gewinnen.

Denn das wissen wir alle, wie durch die Zunahme der Bevölkerung einerseits und durch das Entstehen der Fabrikarbeit andrerseits sich eine Gruppe von des Erwerbens und der Arbeit bedürftigen Frauen gebildet hat, die alleinstehend und auf sich angewiesen, mit den Gesetzen des Lohnes und den Forderungen des täglichen Bedarfs den Kampf unternehmen muß.

Alle diese Arbeiter des weiblichen Geschlechtes bilden zwar nicht eine Classe und greifen daher auch nicht hinein in das, was als Classenhaß und Classenkampf unsere Zeiten bewegt, aber sie

sind hülf- und machtlos gegen die Dinge, von denen sie ihre edelsten Schätze erbarmungslos bedroht sehen, und wenn ich sie als Mann einfach und ziffermäßig unter die Hülfsbedürftigen und Unterstützungswürdigen registrire und ihnen das Brot verabreiche, das die Noth vom Ueberflusse fordert, so weiß ich selber nur zu gut, daß ich nur die Hälfte von dem gethan habe, was hier noththat. Der Mann kann sich allein helfen wenn ich den Augenblick dieser Noth abwendete, die Frau vermag es nicht allein zu stehen, am wenigsten da, wo sie am meisten von bekannten Gefahren bedroht wird. Und mit diesem Theile der nichtbesitzenden Classe eröffnet sich ein allerdings großes und ernstes Gebiet der Stellung der Frau in unserer socialen Arbeit. Hier gilt es, wenn auch nicht die männliche Thätigkeit überflüssig zu machen, so doch mit wahrhaft gleichem Rechte an ihre Seite zu treten und die sociale Aufgabe des Mannes durch die Frau für die Frauen zu vollbringen. Und auf diesem speciellen Gebiete der alleinstehenden, einzelnen weiblichen Arbeit beginnt nun allerdings, wenn auch nur in seinen ersten Anfängen, die

Frau neben dem Manne ihre sociale Aufgabe zu verstehen und muthig und mit Verständniß aufzunehmen. Und wir gestehen, es sind die ersten Grundzüge eines wahrhaft schönen und erhebenden Bildes, die sich hier vor unserem Auge ausbreiten und sich von dem nur zu tiefen Schatten der früheren Jahrhunderte loslösen. Wer dachte noch vor fünfzig Jahren daran, das Weib in seiner socialen Hülflosigkeit aufzusuchen, ihm als solchem die mitleidsvolle Hand zu geben und unter den Armen die arme Frau, das arme Mädchen von dem armen Manne zu unterscheiden? Es ist ein großer, nicht genug zu rühmender Fortschritt, daß wenigstens an gewissen Orten, namentlich in Wien, die Frau der besitzenden Classe hier einen Theil der Arbeit des Mannes übernommen und ein segensreiches Werk begonnen hat, das wir alle dankend anerkennen. Es sind die Hülfs- und Erwerbvereine für Frauen und Mädchen, die sich mitten in dem großen Hülfs- und Unterstützungswesen, das zunächst die wirthschaftlichen und darum härtesten Folgen in dem Gegensatz der Classen ausgleichen will, das weibliche Element zu ihrer besonderen

Aufgabe gemacht, und ihm zunächst für seine Arbeit und seinen Erwerb die hülfreiche Hand geboten haben. Auf diesem Punkte ist es zuerst, wo jene Theilung der Arbeit ihren Ausdruck zu finden begonnen hat, die wir selber suchen, und wenn wir etwas daran zu bedauern haben, so kann es nur das sein daß diese Bestrebungen, die so ganz mit dem humanen Geiste unseres Jahrhunderts in Harmonie stehen, nicht eine viel weitere, größere Verbreitung gefunden haben. Aber schon jetzt sehen wir sie wirken und schaffen, und sicher, wenn auch langsam gehen sie ihrem schönen Ziele entgegen. Wir aber, die wir dasselbe, jeder in seiner Weise anstreben, sollen hoch zu ehren wissen, was hier geschieht. Mögen alle die edlen Frauenherzen, die das große Princip des Vereinswesens für einen solchen Zweck zu verstehen und zu verwirklichen gewußt haben, des Dankes nicht bloß Derer gewiß sein, denen sie hülfreich zur Seite stehen! Und mögen Diejenigen welche diesen Bestrebungen noch fern sind, bedenken mit wie Wenigem Vielen geholfen werden kann, wenn Viele helfen wollen! So lange wir alle noch in der Zeit leben, in welcher die

Arbeit nach Erwerb suchen muß, um durch den Erwerb der besseren Sitte ihre erste Bedingung zu gewähren, sollte keine Stadt, kein größerer Ort ohne solche Frauenvereine sein, und nirgends sollte das Hülfswesen der männlichen Thätigkeit allein überlassen bleiben. Wenn es dereinst geschehen wird, daß die höhere ethische Idee des gesellschaftlichen Lebens, nach deren Verständniß wir streben, uns ein Anrecht giebt auf die gesellschaftliche Wehrpflicht der Frau, die wahrlich nicht weniger werth und nicht weniger berechtigt ist als die Waffenpflicht des Mannes, und daß wir im Namen jener höheren Ordnung die tausend Stunden, welche tausend Frauen der Besitzenden zusammen täglich übrig haben wenn sie es nur ernstlich wollen, für dieses Gebiet der socialen Frage von der weiblichen Welt für uns fordern dürfen — wenn die Frau ihre hohe sociale Pflicht anerkennen wird, einen Theil der Kraft die sie im Hauswesen ersparen kann, dem Gesammtleben gerade auf diesem Gebiete zum Opfer zu bringen, wie es der Mann thut und thun muß mit der Zeit und Kraft die seinem Geschäfte gehören, dann

wird man aufhören, zu fragen, ob beide gleichberechtigt sein sollen, weil beide der gleichen Aufgabe gegenüberstehen. Und wenn dereinst — und das wird geschehen — aus den tausend und tausend müßigen Stunden der höheren Classe arbeitende Stunden für die gesellschaftliche Entwicklung werden, dann wird man auch aufhören zu fragen, was denn eigentlich das Wesen, ja was die Berechtigung jener höheren Classen bildet, denn dann erst wird das was sie sind, zur Erscheinung gelangen in dem was sie für die Schwächeren leisten!

So ist hier der erste Schritt gethan in jener Theilung der socialen Arbeit, welche der Frau ihre weibliche Aufgabe neben der männlichen anweist. Und das richtige Gefühl der Frauen hat sie verstanden und wird sie weiter verstehen. Aber — und das dürfen wir uns nicht verhehlen — gegenüber der ganzen Tiefe der socialen Frage ist es doch nur ein Schritt. Das Leben selbst aber ist zu reich, um durch Eines erschöpft zu sein. Darf ich meine Leser noch einen Augenblick festhalten, um den zweiten, weiteren Hintergrund jener Fragen zu eröffnen, den Alle, viel-

leicht gerade weil er dem Wesen der Frau am nächsten liegt, nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen verstehen werden?

In der That, das warum es sich bisher in dem Erwerbs- und Hülfsvereinswesen der Frauen handelte, war eben Arbeit und Erwerb der Frau. Es war das, worin dieselbe dem Manne ihrer Classe gleich ist; es war die Grundlage des täglichen Lebens, welche beiden gemeinsam ist; denn das dürfen wir nicht aufhören uns zu sagen, daß die Frau, das Mädchen hier zuletzt doch nicht Frau und Mädchen ist, sondern daß sie hier eine andere Art des Arbeiters und der Arbeit bildet. Man giebt sie ihr; sie findet, was sie gesucht; die Noth ist überwunden, der Erwerb ist da; ist nun das Alles?

Es ist viel, sehr viel. Aber es giebt noch ein Anderes, vielleicht ein Größeres; mit ihm aber eine andere, vielleicht eine größere sociale Aufgabe der Frau.

XI.

Wie die Arbeit selbst neben ihrer Mühe auch ihre Freude hat, so bringt auch die Mühe, mit der wir der Arbeitskraft zum Erwerbe helfen, uns wieder ihren Genuß. Und darum ist es verhältnißmäßig leicht, der wirklichen Arbeitskraft zu helfen. Anders ist es da, wo die letztere selbst fehlt und kein Besitz vorhanden ist, um sie zu ersetzen.

Auf diesem Punkte treten andere Begriffe und andere Aufgaben ein. Denn was innerhalb dieser Linie liegt, das empfindet der Bedrängte nicht als jenen Drang nach Erwerb und Vermögen, als jenes Gefühl der Abhängigkeit und des Ringens nach der wirthschaftlichen Freiheit, welche zum socialen Kampfe führen. Das was der Mangel gegenüber dem Bedürfnisse der Person erzeugt, und das was er nicht dem abstracten

Wünschen und Hoffen, sondern vielmehr der Nothwendigkeit des täglichen Lebens verweigert, ist vielmehr die Noth und der allgemeine wirthschaftliche Zustand, in welchem der Einzelne weder durch Arbeitskraft, noch durch Vermögen die Bedürfnisse seiner Person befriedigen kann, heißt die Armuth. Die Armuth welche die Noth bringt, ist daher das Gebiet der socialen Frage in ihrer greifbarsten Gestalt; und sie ist es, welche zugleich am unmittelbarsten dem socialen Verständnisse entgegentritt und seine Bethätigung fordert.

Wir haben früher jenes Gesetz schon betont, das zuletzt die gesammte gesellschaftliche Bewegung beherrscht und durchgeistigt, das Gesetz, nach welchem keine untergeordnete Classe der Gesellschaft sich durch ihre eignen Kräfte allein helfen kann, sondern ewig auf das angewiesen sein wird, was die höhere Classe für sie empfinden und thun wird. Man kann dies Gesetz bestreiten. Aber es giebt ein Gebiet, auf dem auch seine Gegner es kaum bezweifeln werden. Wo einmal aus Mangel an Arbeitskraft oder Erwerb die plötzliche Noth oder die dauernde Armuth wirk-

lich entstanden sind, da kann nur die höhere Classe die Hülfe und die Unterstützung bringen. Und hier ist es zugleich, wo die ganze Geschichte der Welt bestätigt, was wir im Namen der Natur der Sache aufstellen.

Denn so lange es Armuth und Noth in der socialen Welt gegeben hat, hat es auch nie eine Zeit gegeben, in welcher die Gemeinschaft gegen das Unglück, das sie selbst in ihrem Schooße birgt, ganz gleichgültig geblieben wäre. Ich darf das, was hier zu allen Zeiten geschehen ist und was noch heute auf diesem Gebiete geschieht, nicht genauer darlegen; es ist Jedem ohnehin bekannt; wir nennen diejenige Arbeit der menschlichen Gemeinschaft, welche sich organisirt um dieser Noth zu helfen, im Allgemeinen das Hülfswesen, und wo die Noth eine dauernde und damit zur Armuth wird, wird aus dem Hülfswesen das dauernde Armenwesen. Ich will nicht dabei verweilen, was dieser Theil der gesellschaftlichen Verwaltung leistet; möge es genug sein zu sagen, daß alle Klagen über den gegenwärtigen Zustand unserer gesellschaftlichen Ordnung, ja sogar alle ernsteren socialistischen Ar-

beiten mit einer, wir möchten sagen bewußten Hartnäckigkeit alle socialen Daten sammeln und in ihrer Weise gruppiren, aber daß niemals eine socialistische Schrift von den großen und dauernden Anstrengungen gesprochen hat, welche wir mit dem Worte des Armenwesens bezeichnen! Doch genug davon. Es ist da, es wirkt, es schreitet vor; und hier erst tritt uns nun die Frage entgegen, was die Aufgabe der Frau ist, wo die Männer arbeiten, und wo selbst der Staat in Gesetzgebung und Verwaltung das Seinige zu thun weiß.

Wie leicht nun wäre es hier, mit dem allgemeinen Satze auszureichen, daß die Frau an der Seite des Mannes helfen soll so weit sie kann? Wer wird das bestreiten?

Aber etwas Anderes ist es, wie sie es kann. Und auf diesem Punkte zuerst dürfen wir auf die allgemeinen Grundlagen zurückgreifen, die wir oben aufgestellt haben.

Denn es ist nicht genug zu sagen, der Arme sei arm, sondern der Arme ist vielmehr ein armer Mann, oder er ist eine arme Frau. Und wir behaupten und betonen mit allem Nach-

drucke, der uns zu Gebote stehen mag, daß die gleiche Armuth und die gleiche Noth eine andere ist, wo sie den Mann und eine andere, wo sie die Frau trifft. Und bei diesem Punkte, meinen wir, sollte das eigentliche tiefere Studium des Armenwesens beginnen. Denn sein großes Ergebniß wird es sein, daß die Hülfe in der Armuth und Noth des Mannes Aufgabe des Mannes sein soll und kann, daß aber die Noth und Armuth der Frau die erste Aufgabe der Frau auf dem Gebiete der socialen Frage ist.

Das nun im Einzelnen zu verfolgen und im Einzelnen nachzuweisen, würde allerdings weit über die Gränzen des Raumes gehen, der uns hier zu Gebote steht. Aber im Allgemeinen wissen wir alle, daß die Frau niemals sich dieser Aufgabe entzogen hat. So weit es Noth und Elend gegeben, war immer die Frau die erste, um mit hülfreicher Hand beide zu lindern, und während Männer sogar die Pflicht bezweifelt haben, dem Naturprocesse, der das Elend begründet und erzeugt, mit öffentlicher Thätigkeit entgegenzutreten — die Frau hat immer gethan, was nicht die

Gründe, sondern was das Herz ihr geboten. Aber eben darum ist es kein Vorwurf, wenn wir hinzufügen daß das, was in dieser Weise geschah, in seiner Vereinzelung nur den vereinzelten Erfolg hatte. Und zuletzt hat auch sie das empfunden, und ist fast allenthalben als mitwirkender Factor aus dem Armenwesen verschwunden. Das ist ein schwerer Verlust für diese große Aufgabe aller Zeiten. Werden wir ihn ersetzen?

Es ist kein Zweifel; aber es ist zuletzt nur dann kein Zweifel, wenn wir auch hier die Arbeit zu theilen vermögen.

Denn allerdings kann sich die Frau einfach in das Armenwesen als helfende Kraft formell einreihen. Wird sie das thun? Wir glauben nicht. Ihre Natur sagt ihr, daß sie vermöge derselben ihre specifische Aufgabe hat. Und diese ist es, die wir hier andeuten möchten.

Denn will die edlere Frau sie selbst sein in dem was sie thut, will sie nicht bloß noch einmal denken, was Andere gedacht, und nicht bloß noch einmal thun, was Andere gethan, so wird sie sich *neben* die Arbeit des Mannes stellen und zunächst hier auf unserem Gebiete eben das Wesen

und die Natur der Frau studiren, die wir Männer niemals ganz erschöpfen werden, um der Frau in der Noth da helfen zu können, wo die Kraft des Mannes aufhört. Und die beiden Richtungen, in denen da die weibliche Noth und die weibliche Kraft anfangen ihre tiefe Eigenthümlichkeit zu entwickeln und damit nach weiblicher Hülfe rufen statt nach männlicher, die lassen sich in leichter und faßbarer Weise bezeichnen.

Denn zuerst empfindet die Frau das Unglück nicht bloß tiefer, da sie meist wehrlos ihm gegenübersteht, sondern auch stiller. Sie verbirgt es in sich und an sich; sie breitet den Schein des Wohlseins, wenigstens den der Erträglichkeit da aus, wo das geübte Auge die Tiefe der Noth nur an ihren Spuren erkennt. Wenn es gewiß ist, daß bei dem Manne die Hülfe leicht zu früh kommt, so kommt sie darum bei der Frau leicht zu spät. Der Blick des Mannes aber reicht nicht so weit, und die Hülfe die er als Mann bietet, trifft gar so leicht auf eines jener Geheimnisse, welche er erst versteht, wenn sie keine Geheimnisse mehr sein dürfen! Das sind die wahren „verschämten Armen", deren Leiden neben denen der offenen —

der „Verwaltungsarmen“ zweifach hart erscheinen, weil sie für die arme Frau neben der Entbehrung zugleich die Muthlosigkeit enthalten. Und hier ist es, wo die Frau nicht mehr bloß neben dem Manne und im Vereine mit ihm, sondern selbständig und vor allen Dingen als wahre Frau mit ihrer milden, verständnißvollen Hand den Schleier lüftet und die erste Bedingung für das findet, womit wirklich geholfen werden kann, für das Vertrauen der Leidenden. Und wie viel tausend Mal ist der erste Schritt zur Hülfe eben nur die Erlaubniß, die Klage aussprechen, das Gefühl der Noth und der Angst ausgießen und vor einem freundlichen Auge das stille Elend auch nur ausbreiten zu dürfen, das unausgesprochen das Herz des Weibes erdrückt! Ja das Weib in der Noth kann das alles auch dem Manne sagen — aber werden wir Widerspruch finden wenn wir behaupten, daß das klagende und bittende Weib selbst das Gefühl hat, daß der Mann als solcher sie doch nicht recht versteht? Ist es nicht eine der mächtigsten Thatsachen in der organischen Welt unseres Lebens, daß der Blick der Frau hier ganze Gebiete hat,

die sie allein übersieht und allein mißt? Wo eine Frau klagt, da dürfen wir fast immer mit Sicherheit sagen, daß es sich nicht mehr um eine einzelne Gabe, um eine einzelne Noth, sondern um eine lange Zeit des harten Duldens und um eine Trostlosigkeit der Zukunft handelt, die um so schwerer drückt, als sie fast immer im Herzen der Frau für das Kind zugleich empfunden wird. Und hier, auf diesem Gebiete der psychischen Noth, der Hülfe, welche nicht mehr wie die des Mannes von der Hand zum Munde, sondern vom Munde zum Herzen geht, hier wo es sich nicht so sehr darum handelt, das zu Ertragende materiell zu beseitigen, sondern die Kraft zu erheben und zu beleben, welche zu tragen hat und sich doch ihrer Schwäche schämt, wo es sich darum handelt ein Geständniß zu erreichen, ohne daß die zitternde Lippe des unglücklichen Weibes zu gestehen den Muth hätte, wo und wie sie leidet — hier ist der Platz der Frau! Soll ich die Schritte bezeichnen, die sie zu thun hat, um dieses Ziel zu erreichen? Wie sollte ich, an diesen engen Raum gebunden, es möglich machen sie an die Wiege, an das leere Bett, an den öden Herd,

an den trostlosen Mittag und den trostlosen Abend hinzuführen, die das Weib ertragen muß und die es doppelt ertragen muß, weil sie allein steht? Ich muß es mir versagen. Aber wenn ich Frauen sähe, die das in allem Ernste studiren möchten, dann würde ich glauben daß das menschliche Wissen nicht bloß um neue Kräfte auf alten Gebieten, sondern um neue Gebiete selbst reicher geworden, die der Mann allein nicht erforschen, denen kein Mann genügen kann!

Aber ich kann ein zweites hinzufügen. Liegt das erste im Kreise dessen was gegeben werden soll wo die Noth kommt, so liegt das zweite in der Verwendung desjenigen, was um der Noth willen wirklich gegeben ist. Und wieder kommen wir hier auf einen Punkt, den wir an anderer Stelle berührt haben. Der Gulden der ruht, ist allerdings gleich dem anderen der auch ruht, aber wenig Dinge in der Welt sind so verschieden als die Schicksale des Guldens, der in Bewegung ist. Aus dem einen Gulden wird der Anfang eines zweiten und dritten, aus dem anderen eine freundliche, wohlthuende Stunde, aus dem dritten ein roher Genuß, der nichts

hinterläßt als den Schmerz, daß man ihn nicht wiederholen kann. Das aber, was die Hülfe in Armuth und Noth geben kann, das sind eben solche einzelne Gulden. Und wer ist es, der über ihr dreifaches Schicksal entscheidet? Wessen Hand hat die Gabe, auch da mit Kleinem Großes zu erreichen, wo das am nothwendigsten ist, weil eben nur das Kleine gegeben werden kann? Es ist keine Frage — wenn ich dem Manne helfe, will ich ihm zu Arbeit und Verdienst helfen, will ich aber für den Kampf mit dem Mangel sorgen der ihm Lust und Kraft nimmt, so muß ich die dargebotene Hülfe in die Hand seiner Frau legen, damit sie verwalte, was nur durch Sorge im Kleinen große Erfolge im Ganzen haben kann. Und ich, der helfende Mann, der Armenpfleger, der Vorstand, anderes, ich werde wünschen, ja ich werde sogar fordern daß das so geschehe, ich werde ermahnen, aufmuntern, ja zürnen wenn es sein muß, weil ich recht gut weiß, daß die Art und Weise der Verwendung in ihrer Wichtigkeit im umgekehrten Verhältnisse zu der Größe der Gabe steht; und die kann hier immer nur klein sein. Aber werde ich mein Ziel erreichen? Wer anders soll

diese Aufgabe verfolgen, diese Frage lösen als die Frau, die im eigentlichen Unterstützungswesen naturgemäß mit ihrer Umsicht, ihrem Verstande, ihrem Rathe den Hülfsgulden an den Armen da aufnimmt, wo er als Gabe die Hand des Mannes verläßt, und ihn in das Leben der Familie und des Hauses des Armen begleitet, um zu sorgen, daß er in der Hand des armen Weibes nun auch wirke, was er vermag? Wer je eine Hauswirthschaft und je den Kreislauf des baren Geldes gerade bei der Armuth gesehen hat, der wird uns zugestehen, daß gerade hier die Frau, und wieder an der Seite der armen Frau, unendlich viel wirken, ja daß sie erst den Segen zu der Gabe hinzubringen kann, der sonst nur zu oft durch die Verschwendung des Gegebenen die Willigkeit zum Geben selbst vernichtet.

Wie leicht wäre es, dies weiterzuführen! Aber das wenigstens scheint uns klar, daß das Studium der socialen Frage die Theilung der Arbeit verfolgen und ihren Inhalt zu formuliren habe, welche dem Manne die Wissenschaft ihrer allgemeinen Gesetze, dem theoretisch aus-

gebildeten Verſtändniſſe der Frau aber die Wiſſenſchaft ihrer beſonderen Anwendung von dem Punkte an überweiſen, wo das Unheil und wo die Hülfe ihre individuelle Geſtalt annehmen, und vor allem, wo die Frau als ſolche unter dem erſten leidet und nach der zweiten ſich ſehnt.

— So glauben wir das zweite große Gebiet unſerer Aufgabe wenigſtens angedeutet zu haben. Schwieriger vielleicht für die Darſtellung, gewiß ſchwieriger für die Durchführung iſt nun das dritte, dem wir uns jetzt zuwenden.

XII.

Ich hoffe nun wohl daß Sie mir es verzeihen werden, wenn ich nicht noch einmal auf alle jene formalen Begriffe von Classe, Classengesetz, Arbeitslohn und so weiter zurückkomme. Ja, ich hoffe daß wir soweit sind, um aus den abstracten Kategorien mitten in die Wirklichkeit hineinzutreten, die wir alle kennen und für die wir alle arbeiten sollen.

Es ist eine der wunderbarsten Thatsachen, daß es für alle, auch die verschiedensten Dinge irgend einen Punkt giebt, auf welchem sich alle Verschiedenheiten ausgleichen. Die Wissenschaften haben je für ihr Gebiet verschiedene Namen für denselben, wir verfolgen sie nicht; im Gebiete des Gesellschaftlichen aber bezeichnen wir ihn mit einem Worte, das Jeder für unendlich einfach hält und das dennoch im Gegentheile unendliche Verschiedenheiten in sich schließt. Es ist die Zufriedenheit mit dem eigenen Lose.

Ich will hier nicht wieder fragen was sie eigentlich ist, diese Zufriedenheit, diese Harmonie zwischen dem was ich habe und was ich bin; ich will auch nicht dabei erörtern, wie groß ihr Werth und ihre Macht ist, denn an sich wird niemand beide bezweifeln. Aber es ist nöthig sich zu sagen, daß es verschiedene Arten derselben giebt. Es giebt eine physische, eine geistige, eine wirthschaftliche und eine sociale Zufriedenheit und Unzufriedenheit. Heilsam ist immer die erste, verderblich immer die letztere. Woher stammt es denn, dies Erbübel der Menschheit, das doch zugleich der Sporn zu so großen Dingen geworden ist?

Wenn es wahr ist was wir oben gesagt, daß jeder sociale Zustand zugleich ein allgemeiner und ein individueller ist, so ist es auch wahr, daß Zufriedenheit und Unzufriedenheit zuerst allgemein auf die gesammte gesellschaftliche Stellung der Classe bezüglich, und dann auch individuell innerhalb der einzelnen Classe sein können. Und es ist eben so wahr, daß die Zufriedenheit mit dem einen die Kraft hat, Zufriedenheit mit dem anderen zu erzeugen, wie umgekehrt die Unzu-

friedenheit. Die Alltäglichkeit dieser Wahrheit wird es nicht vermögen, ihren Werth zu verringern.

Das Bild, das sich damit innerhalb der gesellschaftlichen Frage ausbreitet, kann ich hier nicht einmal in seinen Grundzügen entwerfen. Aber einen Theil desselben muß ich hinzeichnen.

Der Besitz ist gut, der Erwerb ist besser, aber doch bleibt schließlich und ewig die Freude an beiden das Beste. Und auch dem liegt ein öffentliches Geheimniß zu Grunde. Denn diese Freude, der Genuß an dem was ich habe, hat eine wunderbare Eigenschaft, welche nicht alle Menschen zu würdigen wissen. Sie hat die Fähigkeit, gleichgültig gegen die Größe des Genossenen zu sein. Sie unterliegt vielmehr dem umgekehrten Gesetze des Güterlebens: je größer die Summe der Güter ist, desto geringer wird der Genuß den mir jeder einzelne Theil oder jede Einheit derselben giebt, und umgekehrt. Daher die scheinbar triviale Wahrheit, daß der Reichthum an Gütern bei so unendlich viel Menschen zur Armuth am Genusse wird. Das hat der liebe Gott so eingerichtet, damit jene Verschiedenheit, deren seine

Werke nicht entbehren können, für die Menschen welche sie vollbringen sollen, wieder ausgeglichen werde. Alle Menschen empfinden das; es wäre besser, wenn sie es alle mit derselben Wahrhaftigkeit sich zum Bewußtsein bringen wollten, auf die sonst der Eine dem Anderen gegenüber mit so großem Rechte so großen Werth legt. Denn jene scheinbar physiologische Wahrheit ist bei genauerer Betrachtung eine der wichtigsten socialen Gewalten, die es giebt. Wir können hier nicht erst lange untersuchen warum; aber das leuchtet ein, daß sie für den verständigen, denkenden Menschen die Grundlage für seine individuelle Zufriedenheit sein wird. Es wäre sehr wichtig, die Menschen in diesem Sinne neben anderem zu erziehen.

Ich kann daher, und das ist die Consequenz an der wir hier allein festhalten wollen, an großen Dingen kleinen, aber an kleinen großen Genuß haben. Ich kann daher, wenn ich nur den Muth dazu besitze, auch mit kleinem Besitze zufriedener und glücklicher sein als mit großem. Das Wort des Dichters ist lehrreich: „Was du nicht hast, sollst du nicht haben; das Glück liebt nicht die stolzen

Gaben." Die Folgerungen für die sociale Frage im Allgemeinen ziehe ich hier nicht, sie liegen auf der Hand; aber eine andere Seite der Sache tritt uns entgegen.

Wenn ich werbe und besitze, was immer und wie viel immer es sein mag, wer und was ist es denn, das mir zu dem mir Gegebenen jenen Genuß giebt und mit ihm die Zufriedenheit, die gegen das Maß des Gegebenen gleichgültig werden kann?

Nicht die Theorie, das wirkliche Leben, das die Frage gestellt, muß sie beantworten.

Von den vierundzwanzig Stunden des Tages gehören acht, gehören zehn der Arbeit. In der Arbeit genieße ich die Arbeit, oder ich fordere von ihrer Mühe überhaupt den Genuß nicht. Aber die Arbeit ist vorbei. Vor mir liegen vierzehn, sechzehn Stunden, zwei Dritttheile meines Tages, zwei Dritttheile meines Lebens. Was will ich in diesen zwei Dritttheilen? Ich will dessen froh werden, was ich in dem einen Dritttheile erworben. Gut — wo und wie geschieht das?

Und jetzt betreten wir ein sehr ernstes Gebiet, das niemand unbekannt sein wird.

Es giebt Zeiten und Anlässe, in denen die

Gemeinschaft des Menschen als solche sich des Lebens freut. Wir nennen sie, um kurz und klar zu sein, die öffentlichen Feste aller Art. Es ist kaum fraglich, warum alle Zeiten und alle Völker derselben bedürfen und weßhalb es einen guten Sinn hat, von einer Lehre und von einer Geschichte der Feste zu reden. Aber sie sind eben Ausnahmen. Wohin fällt die Regel? Wo ist die naturgemäße und darum regelmäßige Heimat der täglichen Freude am Leben, des täglichen Genusses, der täglichen Zufriedenheit?

Es ist keine Frage. Es ist das Haus des Mannes, des armen wie des reichen. Es ist keine Frage, daß die Zufriedenheit im Hause zuletzt gleichgültig ist gegen Pracht und Reichthum; es ist eine unendlich tiefe Weisheit in dieser unendlich einfachen Thatsache.

Und woher soll nun das kommen, was aus dem Gegebenen oder Erworbenen diesen Genuß, die Quelle der Zufriedenheit bereitet?

Der Mann ist müde von der Arbeit; nicht diese oder jene, sondern alle Arbeit macht müde. Findet er das nicht vor, was ihm den Genuß bereitet — er selber kann es sich nicht schaffen.

Aber das Gesetz der Theilung der Arbeit — brauchen wir den Ausdruck, der die Sache dem Gedanken nahelegt — hat für ihn gesorgt. Es hat an seine Seite die Frau gestellt. Es ist gewiß, und es ist gewiß weil es der Ausdruck einer höheren Ordnung ist, es giebt Freude an Arbeit und Reichthum, aber es giebt keinen Genuß im Leben ohne die Frau.

Und wenn sich das Ergebniß der Arbeit umkehrt, der Verlust eintritt, das Unglück kommt, die Gefahr vor der Thüre des Hauses, die Angst und Sorge im Herzen des Mannes wach sind und drohen — wer hält den goldenen Faden fest, der seinen Geist mit den besseren Erinnerungen der Vergangenheit, mit den besseren Hoffnungen der Zukunft verbindet? Wer kämpft, mit freundlicher Hand den kleinen Genuß an Tisch und Herd bietend und beständig wiederholend, mit den großen Feinden der Zufriedenheit, die sich nicht mit dem zerstörten Tage begnügen, sondern auch den Abend und die Nacht dem Gequälten entreißen? Kann der Mann es allein? Und versucht er es, wohin führt ihn sein Weg? Verfolgen wir es nicht — aber wie ganz anders

wird es ihm, wenn das friedliche Heim ihm entgegentritt und wenn die liebende Hand der Frau das Haar aus der Stirne streicht, und er die treuen Worte wieder hört im Unglücke, die sein Glück glücklicher machten: Es wird Alles gut, Alles besser werden; du bleibst mein, mögen sie sagen und thun, was sie wollen! Komm zu mir, für mich bist du ewig derselbe! Und da klopfen wieder freundliche Mächte an die Thüre, leise und doch hörbar, und allmälig richtet er sich auf, gestärkt zum Kampfe, denn Ein süßer Trost ist ihm geblieben. Und mitten in der herbsten Stunde findet er wieder den Weg, auf dem ihm das alte Glück mit seiner alten Zufriedenheit entgegenlächelt. — Ist dem so?

Nur daß man dabei nicht glaube, nur die höhere Classe habe ein besonderes Recht auf die Frau mit dieser ihrer häuslichen, Freude bereitenden Hand oder mit ihrem Herzen voll von Liebe und Trost und mit diesem Kampfe gegen die gesellschaftlichen Schmerzen, die niemand verschonen, ob er reich oder arm sei! Wohl dem, dem die Frau in solchen Tagen des Unglückes und des Unmuthes zur Seite steht, und der die

Liebe an der Treue in der Zeit der stillen Noth messen darf, welche sich nicht bloß mit zu freuen versteht wenn Alles freundlich ist, sondern welche dem Herzen des Mannes die unverlierbare Heimat seiner Ruhe, die ewig neue Quelle seiner Kraft, zu bieten weiß. Wie oft ist da, wo wir von einer wirthschaftlich socialen Frage gar nicht reden, die ethische sociale Aufgabe der Frau, am häuslichen Herde, die größte? Die wahre Frau ist Jedem dasselbe; wohl ihm und ihr, wenn sie es ist!

Freilich — zwei Dinge fordert sie, um zu vollbringen, wozu sie bestimmt ist. Sie muß das richtige Maß der Bildung haben, um zu verstehen, was sie thun muß wenn es gut geht, und was sie thun und sagen muß, wenn es nicht gut geht. Und zweitens darf sie weder im Glücke, noch im Unglücke zu lange allein stehen. Denn sie ist zu Allem fähig im Augenblicke der Aufregung; in wenig Dingen dagegen genügt sie sich allein, wenn sie dauernd sind. Und auch das ist ein Lebensgesetz der Frau, das sich nicht an die Classen bindet; auf diesem Gebiete ist sie dieselbe auf der niedrigsten wie auf der höchsten Stufe.

Und wer soll nun der Frau der niederen

Classe diese beiden Dinge geben, wodurch sie die Zufriedenheit bereitet und dem Unheile entgegentritt? In der Schule lernt sie lernen, in den Bildungsanstalten lernt sie erwerben — wer lehrt sie Frau sein in diesem höchsten socialen Sinne des Wortes?

O wie unendlich viel hätte ich zu sagen, wenn es mir gegeben wäre, auf diese Frage ganz zu antworten! Wie würde ich bitten und drängen, daß man sich in der Erziehung der Frauen der höheren Classe nicht auf die formale Bildung derselben beschränkte! Wie würde ich wünschen und hoffen, daß man neben den Mitteln für den Erwerb durch Arbeit auch die Bedingungen der Erkenntniß des höheren, edlen weiblichen Berufes hinstellte, der nirgends so allgewaltig hervortritt als da, wo das Unheil an die Thüre des Hauses klopft? Und doch, ich darf mich hier dem nicht hingeben. Aber der Schritt von diesem socialen Ideale des weiblichen Berufes, der ewigen und ewig thätigen Gleichheit der Liebe mitten in dem ewig wechselnden und ewig verneinenden Gegensatze der menschlichen Gesellschaft zu unserer speciellen Frage ist doch so nahe!

XIII.

Denn das erſte Gebiet derſelben liegt in unſerem eigenen Hauſe. Die Ordnung der Dinge hat es ſo gewollt, daß wir alle täglich dieſe Aufgabe unſerer ſocialen Welt vor unſeren Augen haben. Es iſt der Dienſtbote des Hauſes, die Dienerſchaft, die durch die freiere Natur des Germanen aus dem Sklaven der alten Welt zum Geſinde des Hauſes in der germaniſchen geworden iſt. Das Geſinde dient und erwirbt dafür ſeinen Lohn. Iſt das wirklich alles, was das Geſinde aus unſerem Hauſe mit ſich fortnimmt in die Welt, und vor allem in das Leben der Claſſe, welcher es künftig angehören wird?

Das Geſindeweſen hat ſeine Geſchichte; aber dieſe Geſchichte iſt eine doppelte. Sie iſt zuerſt eine formelle und juriſtiſche; ſie iſt aber daneben

zugleich eine ethische und dadurch sociale. Und der Kern dieser letzteren ist einfach. Es ist die allmälige, durchgreifende Trennung des Gesindes von der Herrschaft.

Wir kennen sie alle; wir beklagen sie alle. Und doch ist sie da. Wie kommt es daß etwas da ist, wozu sich eigentlich niemand freut, auch der Dienstbote nicht, und das mit niemandes Interesse übereinstimmt, auch nicht mit dem des Dienstboten?

In der That hier müssen tiefer liegende Factoren wirken. Und es ist Zeit daß wir uns sagen, daß dem so ist und doch nicht so sein soll.

Denn was erwartet das Gesinde von dem Hause dem es angehört? Essen, Trinken, Lohn? Nein — das alles muß ja jedes Haus ihm geben. Gebt ihr ihm nichts anderes und besseres, was wundert ihr euch daß der Dienstbote die Waare seines Dienstes von Haus zu Haus hausiren trägt? Und doch ist jenes Bessere so leicht verständlich!

Denn es ist ein großer Mangel an Verständniß zu glauben, der Dienstbote sei bloß durch Vertrag und Dienstbotenordnung in eurem

Hause. In eben diesem Hause ist er in einer andern, höheren Classe der Gesellschaft; in dem Hause dem er dient ist er mitten in der Lebensweise, in dem geistigen, geselligen, wirthschaftlichen Bedürfniß das ihn umgibt; in ihm lernt er nicht bloß arbeiten, sondern in der That auch denken, wünschen und hoffen, und von alle dem was er gedacht und gewünscht hat nimmt er wahrlich keinen kleinen Theil mit in die gesellschaftliche Stellung, in die er hineintritt wenn er das Haus verläßt. Es ist gewiß, und niemand wird wagen es zu bezweifeln, daß die Dienstzeit die Lehrzeit für das Gesinde ist, und es ist nicht wahr daß die Herrschaft bloß die zahlende und die befehlende Gewalt hat. Sie ist eigentlich und vor allem die erziehende Gewalt für ihre Dienstboten.

Von dem Ganzen dieser Wahrheit gehören aber zwei Dritttheile und vielleicht mehr dem weiblichen Dienstboten.

Und wird man jetzt noch ernsthaft fragen, wo die Aufgabe der Frau in diesem Theile der socialen Arbeit liegt? Wird man es noch ernsthaft bestreiten daß es ein großer, ja in unserer

Zeit fast gefahrbringender Mangel in dem Bildungswesen der Töchter unserer höheren Classe ist, daß sie nicht lernen, wie namentlich das weibliche Gesinde die große, beständig sich neu bildende Brücke von der niederen Classe zur höheren, die beständig sich erneuernde Berührung der äußern und eben so oft der innern Lebensweise und Lebensaufgabe beider Classen bildet? Sieht und weiß denn nicht jede Frau was vor allem die weiblichen Dienstboten alles sehen und wissen? Und sagt uns nicht eben jene höhere Ordnung der Dinge, daß sie gewollt daß darum eben in diesem Gesinde die nichtbesitzende Classe in die besitzende hinaufreicht, damit durch sie und in ihnen die besitzende wieder in die niedere hinabreiche? Oder ist es ein Mangel an Werth oder an Ehre, wenn das Haus neben alledem was es uns selber ist und bedeutet, sich zugleich als die Erziehungsanstalt des Gesindes erkennt?

Sie wollen nicht, sagt ihr; sie sind dumm, träge, unordentlich; sie verstehen uns nicht; man darf sich nicht mit ihnen einlassen, denn man wird mißverstanden; ist der Dienstbote unbegabt, was kann ich mit ihm machen? Ist er klug, so

wird er mißtrauisch. Und stimmen nicht leider die Thatsachen mit diesen Sätzen der Erfahrung?

Freilich ist es so — aber wodurch ist es so? Es ist so weil durch den Gang der Dinge das Haus dem Gesinde entfremdet ward. Der Dienstbote betrachtet das Fremde als feindlich — hat er immer darin Unrecht? Und wäre es wieder einmal so wie es einst gewesen, würden wir wirklich die Gesindeklage und die Dienstbotennoth haben?

Mag sein — aber wie soll das anders werden in einer Zeit, wo die Predigten über Menschenliebe von den Lehren des Classenhasses übertäubt werden?

Ja — alle mögen darnach fragen, nur die Frauen nicht. Denn sie sind es ja die für uns alle noch die Ideale festhalten die sie uns verkörpern, und sie wissen am besten welche Macht, ja welcher Segen das Ideal ist! Und die Frau sollte nicht wissen daß es wahrlich nicht die letzte Aufgabe ihres höhern Berufes ist, auch für das dienende Mädchen als das Ideale im Weibe zu gelten? Sie sollte die Gewalt nicht kennen die ihre eigene höhere Bildung in Haus und Gesell-

schaft über ihr Gesinde ausübt, wenn sie, die so hoch stehende, freundlich die Hand herabreicht und dem Dienstboten nahe tritt? Wenn sie ihr zeigt und tausendmal in den tausend Formen die eben nur der Frau zu Gebote stehen, lehrt, warnt, ermahnt, wie das was die Magd lernt der künftigen Frau zu Gute kommen wird? Sie sollte nicht wissen wie das, was der Dienstbote in ihrem Hause ersehen und wenigstens äußerlich durchlebt hat, unverlöschlich im Gedächtniß namentlich des weiblichen Gesindes bleibt? — Doch es ist werthlos das hier zu sagen, denn es gibt keine Frau die das nicht fast täglich empfände. Aber das worauf es uns und an dieser Stelle ankommt ist der Satz, daß eben in diesem häuslichen Verhältniß des Gesindes eine ungeheure, fast unmeßbare Aufgabe der Frauenwelt auf dem Gebiete der socialen Frage liegt, und daß es eine heilige Pflicht der häuslichen wie der öffentlichen Erziehung aller jungen Mädchen sein sollte, ihnen tief in das Bewußtsein einzuprägen, daß das Haus der einen Classe die große, organische in millionenfacher Wiederholung jährlich und täglich thätige Bildungsanstalt für die

künftige Frau der anderen Classe sein soll!

— Aber welche harte, lange, schwere, und vor allem welche undankbare Arbeit!

— Und ihr wollt Theil des Mannes, gleichberechtigt neben ihm in allen öffentlichen Dingen, ja in Wissenschaft und Rechtsbildung, dazu noch Herrin des Hauses, Hüterin seines eigensten Glückes sein, und nicht arbeiten, sondern nur arbeiten *lassen*? Ihr wollt mit allem wodurch ihr den höchsten Werth habt, von dem Manne umworben und erworben sein, ihr wollt selbst den Mann nur achten wenn er arbeitet, — und *ihr*? Ihr könnt nicht einmal eine Rose pflücken ohne den Dornen zu begegnen, und wollt der edelsten Empfindungen theilhaftig werden ohne die Mühe, die nach ewigen Gesetzen der Preis alles Hohen und Guten auf Erden ist? — Nein — das ist zuletzt doch nicht eure Ueberzeugung!

Und darum darf ich es wagen, ein letztes nicht weniger arbeitvolles Bild dem hinzuzufügen, was die wahre sociale Frage den Frauen hier zumuthet.

XIV.

Denn jetzt tritt das Mädchen aus dem Hause heraus in dem sie gelebt; sie wird selbst Frau, Frau des Arbeiters, mitten in die nichtbesitzende Classe gestellt, umgeben von all den Mühen und Sorgen des täglichen Lebens, schwer arbeitend, und vor allem allein stehend, auf sich und den Mann angewiesen, den doch der Tag in Anspruch nimmt und der nun von dem Abend nur zu oft vergebens fordert, was seine Arbeit am Tage ihm hätte geben sollen. Sie hat es nicht gelernt, selbständig zu rechnen, zu wirthschaften, das Kleine durch die Behaglichkeit die sie um dasselbe verbreitet werthvoll zu machen; sie fühlt sich erfaßt von einer Gewalt deren sie nicht Herr ist, und doch kann sie das Haus in dem sie jetzt lebt, nicht verlassen wie einst das ihrer Herrschaft. Ist es da ein Wunder, daß sie nicht

bloß das schöne und reiche Bild der vergangenen Tage vergißt, sondern daß ihr auch die Kraft verschwindet, das festzuhalten was zuletzt alles Einzelne ersetzen muß, die Zufriedenheit mit dem neuen Loose die nicht bloß erhofft sondern auch erarbeitet sein will? Auch ihr sind die Ideale verschwunden, und das Auge feuchtet sich auch ihr nicht mehr bloß in der Fülle des Glückes! Die Härte des arbeitenden Lebens hat auch hier das freundliche Bild mit dem sie es einst begrüßte, so tief verwischt, daß nur die äußerste Gefährdung des Geliebten ihr auf Augenblicke wiedergibt, was einst ihr ganzes Dasein erfüllte. Sie vergißt, wie sie das Haus bereiten soll für die arbeitende Familie, sie vergißt die milde Freundlichkeit des Wortes, den Schimmer der edlen Empfindung, die das Wort begleitet und ihr den Weg zum Herzen bahnt! Kann ich sie darum tadeln? Ich sehe, daß unter ihrer von der Arbeit gehärteten Hand der Genuß am Kleinen entflieht, während sie den am Großen nicht erreichen kann; ich sehe, daß das Unheil des Mannes von ihr nur als ihr eigenes Unheil begriffen wird und daß sie sich vergißt, mit der

Klage noch den Vorwurf zu verbinden, bis der Zorn über das Ungerechte den Mann übermannt und der Friede gebrochen zu den Füßen der Ehe liegt. Kann ich da zum Tadel meine kalten theoretischen Wahrheiten und Forderungen hinzufügen, die dem Leidenden nichts beweisen, als daß ich eigentlich sein Leid nicht empfunden habe? Nein. Aber fragen kann ich, wer hier helfen kann. Und wieder lautet die Antwort: der Mann dem leidenden Manne, die Frau aber der leidenden Frau. Das ist der Punkt, wo die edleren Elemente der höheren Classe in die Familie hineintreten, wo sie in mildem Worte ihr weibliches Mitgefühl, in freundlicher Hülfe ihr weibliches Verständniß darbringen sollen. Da handelt es sich nicht um das, was man die „guten Rathschläge" nennt, die so wohlfeil sind und deren Werth daher um so geringer erscheint, je größer die Entfernung der gesellschaftlichen Stellung ist. Da gibt es keine Doctrin und keine Lehrsätze, weder der Wissenschaft der Gesellschaft noch einer anderen, welche der höherstehenden Frau vorschreiben könnte, was sie zu thun hat. Da ist der Punkt, wo das weibliche Herz

dem weiblichen Herzen entgegentritt, wo der weibliche Tact die Grenze zeigt, auf welcher das immer wache Mißtrauen der Niederen gegen die Höheren den Einfluß der letzteren vernichtet und wo nur der weibliche Verstand sagen kann, auf welchen einzelnen Punkten, bei welchen einzelnen Dingen, zu welchen einzelnen Stunden die Frau der höheren Stände die der niederen berühren muß, um sie auch im ehelichen Alter dem Berufe der Frau näherzubringen. Aber wenn das geschähe — wenn unter den tausenden von Frauen, denen ein gütiges Schicksal die wirthschaftlichen und geistigen Gaben zu denen des Herzens verliehen hat, jede sich nur eine Frau erwählte, um sie heranzuziehen und hinaufzubilden zum rechten Verständnisse, um ihr klarzumachen daß jene hohe Mission des Weiblichen ewig dieselbe ist und bleiben wird unter der Seide wie unter der rohen Leinwand, und wenn dann im freundlich gewordenen Hause des Arbeiters der Genuß am geringeren Gute und mit ihm das Gefühl der Zufriedenheit einkehrt, weil alle, jede auf ihrem Gebiete, doch gemeinsam dasselbe mit ihrer innersten Arbeit erstreben, und wenn in den trüben

Tagen der Trost aus einem Munde kommt, der dem Leidenden zu sagen weiß daß auch er von Schmerzen und harten Tagen zu erzählen hätte, denen gute gefolgt sind — wenn somit durch die Frau das individuelle Moment des socialen Classengegensatzes bewältigt würde, dann, und wir stehen nicht an es zu sagen, erst dann wird es mitten in allen gesellschaftlichen Unterschieden Frieden und Zufriedenheit geben. Denn das ist jetzt klar: das wahre und höchste, aber allerdings auch das schwerste Gebiet der socialen Aufgabe der Frau ist das Haus und das Vertrauen der Frau der niederen Classen.

Und wollt ihr wissen, wo ihr mit euren zarten Händen dieses Haus und dieses Herz der Frau am ersten, am unwiderstehlichsten bis in seinen Kern hinein erfassen und festhalten könnt, wenn ihr es wollt? Es ist doch zuletzt nicht Tisch und Bett, es sind doch zuletzt nicht Verstand und Gründe, sondern es ist der Punkt, auf welchem jedes Frauenherz das andere immer zuerst und zuletzt versteht, es ist das Kind der Mutter. Das erfaßt, und wenn Alles nichts helfen will, das erhebt aus dem unfreundlichen

Bilde, das sich euch nur zu oft darbieten und euch hoffnungslos dastehen lassen wird; das Kind ist der Kern und die letzte Hoffnung, aber auch die letzte Lösung dieses Gebietes der socialen Frage! Nicht das Kind des Erziehungs-Institutes, das ihr ernähren und bilden lasset, denn nur wenige gehören ihm an; nicht das Kind der Straße, das dem Verwaltungsrechte anheimfällt, sondern das Kind innerhalb seiner Familie, das Kind, nicht losgerissen von seinen Eltern, von seinem Tischchen und Bettchen im elterlichen Hause, das Kind, dem ihr nicht Vater und Mutter, wohl aber die hohe Aufgabe der höheren Classen vertreten sollt, indem ihr es mit der Sorge und Liebe umgebt, welche die Härte des wirklichen Lebens auch bei den besten Eltern ihm nur zu oft versagt. Und das Kind ist dankbar. Vielleicht nicht einmal selbst; aber es empfängt aus euren Händen den Keim aller der Forderungen, welche das edelste weibliche Element an den Menschen stellt, und diesen Keim wird es in seine künftige gesellschaftliche Stellung mit hinübernehmen und wird Segen verbreiten. Und erst dadurch werdet ihr

dem künftigen Geschlechte bereiten, wofür das gegenwärtige allerdings nur zu wenig empfänglich ist; ihr werdet mit dem was ihr gegenwärtig thut, der Zukunft gehören, denn es kommt die Zeit wo die sociale Frage, von deren Lösung ein so mächtiger Theil in eure Hand gelegt ward, auch an die Thüre eurer eigenen socialen Stellung pochen wird und wo eure Kinder dem Ernste der Dinge in ganz anderer Weise gegenüberstehen werden wie ihr. Und für diese Zeit sollt ihr arbeiten, wie es jene höhere Ordnung fordert; und was ihr jetzt thut, wird den eigenen Kindern Früchte tragen! Welche Mutter aber wird es nicht verstehen, wenn ich im Sinne dieser ernsten Wahrheit ihr auch auf dem socialen Gebiete mit dem Dichter zurufe: „Unsere Lieben mögen's erben!"

HQ 1225 .S75 C.1
Die Frau auf dem socialen Gebi
Stanford University Libraries
3 6105 037 227 480

HQ
1225
.S75

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305